

SOZIOLOGIE MAGAZIN

Publizieren statt archivieren

#1
2024

Mental Health inside Mental Hell

Mental health in climate hell von Esther Röcher |

Verdrängte Ohnmacht von Leon Kianzad |

Psychotherapie am Arbeitsplatz als regulativer

Bestandteil des Postfordismus von Robin Sachsenröder |

Grenzen im Schreiben und Fühlen von Maja Heining

Verlag Barbara Budrich



Carmen Schlojer

Vulnerabilität von Männern in Krisen **Anregungen für eine gendersensible Suizidprävention** **und Hilfe in Krisen für Männer**

Schriftenreihe der ÖFEB-Sektion Sozialpädagogik, Band 19
2025 • ca. 250 Seiten • kart. • 59,90 € (D) • 61,60 € (A)
ISBN 978-3-8474-3124-4 • eISBN 978-3-8474-3259-3 (Open Access)



Henning Daßler

Seelische Gesundheit in der Schule fördern **Konzepte für eine nachhaltige Prävention**

Gesellschaft und Nachhaltigkeit, Band 12
2025 • ca. 150 Seiten • kart. • ca. 24,90 € (D) • ca. 25,60 € (A)
ISBN 978-3-8474-2726-1 • eISBN 978-3-8474-1897-9



Florian Straus, Renate Höfer

Handlungsbefähigung **Empirische Grundlagen zur Konstruktion von Zuversicht**

2024 • 352 Seiten • kart. • 43,00 € (D) • 44,30 € (A)
ISBN 978-3-8474-3082-7 • eISBN 978-3-8474-3216-6

Editorial

Mental Health inside Mental Hell

Dass psychische Gesundheit sowie der Umgang mit ihr Themen darstellen, welche eng mit sozialen Strukturen und Kontexten verwoben sind, wurde in der Soziologie bereits in der Mitte des letzten Jahrhunderts erkannt. Für Betroffene stehen selbstredend im strengeren Sinne gesundheitliche Aspekte sowie Fragen nach dem individuellen Leidensdruck im Vordergrund. Doch die Unterteilung in psychisch gesund und psychisch krank erfüllt auch eine sozial ordnende und strukturierende Funktion, denn anhand dieser Unterscheidung wird u.a. festgelegt, welche Gefühlswelten und damit verbundene Verhaltensweisen als „normal“ erwartet werden (können) und welche wiederum von dieser Erwartung abweichen. Von den Normalitätserwartungen abweichendes Verhalten wird sanktioniert, was von Ausschlüssen aus vielen gesellschaftlichen Bereichen bis hin zum einschließenden Ausschluss etwa in psychiatrische Kliniken reichen kann. Dies dient der Stabilisierung gesellschaftlicher Ordnung.

Anhand dieser soziologischen Einsichten lassen sich nach wie vor aufschlussreiche Perspektiven auf die Frage nach dem gesellschaftlichen Umgang mit psychischer Gesundheit gewinnen. Gleichzeitig werden heute andere Aspekte bedeutsam. Inzwischen sind zahlreiche Bemühungen zu verzeichnen, die darauf hinarbeiten, psychische Erkrankungen zu normalisieren. Dies soll die Betroffenen vom individualisierenden Stigma befreien, welches mit einer Erkrankung rasch einhergeht, und es ermöglichen, weiterhin an der Gesellschaft teilzuhaben.

Auf der einen Seite resultiert aus den Bemühungen die durchaus als positiv einzuordnende Konsequenz, dass mit psychischen Erkrankungen nicht automatisch der Ausschluss aus dem regulären gesellschaftlichen Zusammenleben verbunden ist. Es werden u.a. Räume von und für Betroffene geschaffen, in denen sie Erfahrungen teilen sowie Bedürfnisse und Forderungen öffentlich artikulieren können. Auf der anderen

Seite steht allerdings die Einsicht – und hierauf spielt unser Titel „Mental Health inside Mental Hell“ letztlich an –, *dass die allgegenwärtige diskursive Problematisierung psychischer Gesundheit im Zuge ihrer Normalisierung selbst Ursache psychischen Leids sein kann*. Die neoliberale Anforderung, psychisch immer möglichst effizient funktionieren zu müssen, erzeugt einen anhaltenden (Leidens-)Druck, während die größere Aufmerksamkeit in Bezug auf psychische Gesundheit und die gleichzeitige Zunahme des gegenwärtigen Krisenbewusstseins zu immer mehr Faktoren führen, die als potenziell problematisch wahrgenommen werden können. An Euren Gedanken zum gewandelten Umgang mit psychischer Gesundheit in einer krisengeplagten Gesellschaft sowie zum Spannungsverhältnis innerhalb des modernen Blicks auf das Themenfeld der psychischen Gesundheit waren wir für dieses Heft interessiert.

Wir freuen uns dementsprechend sehr, für das vorliegende Heft vier spannende Beiträge rund um diese Themensetzung vorstellen zu können! Zudem ist ein detailliertes Interview mit Rolf Pohl in dieser Ausgabe enthalten. Hierin wird die Relation von Normalität und Pathologie anhand des Rechtsextremismus thematisiert. Im Gespräch mit unserem Redakteur Marc Blüml elaboriert Pohl in psychoanalytischer Denktradition die psychischen und gesellschaftlichen Ursachen für die zugenommene Attraktivität der extremen Rechten.

Im ersten Beitrag „Mental health in climate hell – Eine Kritische Diskursanalyse des deutschsprachigen psychologischen Diskurses über Klimaresilienz“ widmet sich Esther Röcher dem Klimawandel und seinen krisenhaften Begleiterscheinungen als ein zentraler Aspekt, welcher aufgrund damit verbundener Unsicherheiten sowie Ohnmachtserfahrungen für viele Menschen derzeit potenziell psychisch belastend ist. Das Augenmerk liegt auf der Frage, wie im Diskurs über individuelle Klimaresilienz mit der Zuschreibung von Verantwortung umgegangen wird und wie das Potenzial der psychischen Belastung durch die Klimakrise im Diskurs selbst reflektiert wird.

Der zweite Beitrag „Verdrängte Ohnmacht: Widersprüchliche Subjektivierungen im Spannungsfeld zwischen Selbst- und Fremdbestimmung“ von Leon Kianzad befasst sich mit verbreiteten Ohnmachtsgefühlen, wie sie in Krisenzeiten auftreten. Der Autor verweist ideologiekritisch darauf, dass die in neoliberalen Gesellschaften enttäuschten Ansprüche an Selbstverwirklichung auch der Aufrechterhaltung kapitalistischer Verwertungslogiken dienen. In diesem Zusammenhang bedeutet die Selbstverständlichkeit, mit der psychisches Leiden hingenommen wird, dass die dem Kapitalismus zugrundeliegende Strukturzusammenhänge weiterhin ihre Wirkung entfalten können, trotz des inhärenten Krisenpotenzials und damit ansteigender individueller psychischer Belastung. Im dritten Beitrag „Psychotherapie am

Arbeitsplatz als regulativer Bestandteil des Postfordismus“ deutet Robin Sachsenröder das Phänomen sich ausweitender psychotherapeutischer Intervention am Arbeitsplatz aus einer regulationstheoretischen Perspektive. Die Interventionen am Arbeitsplatz werden als hegemoniale Antwort auf die sich im Arbeitskontext bahnbrechenden psychischen Leiden interpretiert. So bleiben die dahinterliegenden strukturellen Probleme im Zusammenhang mit der kapitalistischen Arbeitsweise letzten Endes erneut unangetastet.

Nachdem die ersten drei Beiträge eine theoretische Herangehensweise an das Thema wählen, ist der vierte Beitrag an einer methodischen Fragestellung interessiert. „Grenzen im Schreiben und Fühlen – zum Verhältnis von Emotionstagebüchern und psychischer Belastung“ von Maja Heining nimmt Emotionstagebücher als Methode der Feldforschung in den Blick und benennt das Problem, dass psychische Belastung emotionales Erleben potenziell beeinträchtigt. Somit kann auch die Tagebuchführung erschwert oder gar verunmöglicht sein. Heining widmet sich der Suche nach Modifikationen, anhand welcher die Methodik inklusiver gestaltet werden kann.

Das Thema der psychischen Gesundheit in einer Gesellschaft, innerhalb derer sich auch in den nächsten Jahren Herausforderungen stellen werden und sich eine neue Stabilität jenseits der sich aneinanderreihenden Krisen

(noch) nicht abzeichnet, wird weiterhin relevant und aktuell bleiben. In diesem Kontext ist es nicht nur wichtig, Betroffenen möglichst früh und passgenau Hilfe anzubieten. Auch ist es hilfreich, die sozialen Strukturen, welche psychische Belastungen verstärkt hervorbringen, in den Blick zu nehmen, um individualistisch-pathologisierende Verkürzungen zu vermeiden. Daher freuen wir uns sehr, in diesem Heft vier Beiträge rund um das Thema versammeln zu können. Wir möchten allen Beitragenden herzlich für ihre Einsendungen und die konstruktive Zusammenarbeit danken. Unseren Leser*innen wünschen wir eine spannende Lektüre. Vielen Dank für Euer Interesse!

Stellvertretend für die Redaktion des Soziologiemagazins, August 2024

Nils Haacke & Annabell Lamberth

Das Editorial wurde von **Leon Wörmann** lektoriert.

Open Access © 2024 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

MACH MIT!

... im Redaktionsteam

Eine E-Mail genügt! Wir suchen stets neue Gesichter mit frischen Ideen. Aktuell brauchen wir Unterstützung insbesondere für Review und Lektorat, Layout und Satz, Autor*innenbetreuung sowie für dSocial Media.

... als Autor*in in unserem Magazin

Schickt uns zu unserem aktuellen Call4Papers eure wissenschaftlichen Artikel. Außerdem nehmen wir in unseren Serviceteil ‚Perspektiven‘ gerne auch Rezensionen, Tagungsberichte, Interviews oder andere soziologische Inputs mit auf.

... als Blogger*in

Schickt uns eure Ideen für Rezensionen aktueller soziologischer Bücher, eigene soziologische Blog-Beiträge oder Interview-Vorschläge an: redaktion@soziologiemagazin.de

Meldet euch bei uns oder leitet einen Hinweis auf uns in eurem soziologisch interessierten Umfeld weiter. Wir freuen uns!



1 / 2024

Editorial	1
Mental Health inside Mental Hell <i>von Nils Haacke und Annabell Lamberth</i>	

Interview

Relation von Normalität und Pathologie im Rechtsextremismus	7
Ein Expert*inneninterview mit Rolf Pohl <i>geführt von Marc Blüml</i>	

Schwerpunkt

Mental health in climate hell.....	26
Eine Kritische Diskursanalyse des deutschsprachigen psychologischen Diskurses über Klimaresilienz <i>von Esther Röcher</i>	
Verdrängte Ohnmacht	50
Widersprüchliche Subjektivierungen im Spannungsfeld zwischen Selbst- und Fremdbestimmung <i>von Leon Kianzad</i>	
Psychotherapie am Arbeitsplatz als regulativer Bestandteil des Postfordismus.....	77
<i>von Robin Sachsenröder</i>	
Grenzen im Schreiben und Fühlen	100
Zum Verhältnis von Emotionstagebüchern und psychischer Belastung <i>von Maja Heining</i>	

Aus der Redaktion

Literaturhinweise	116
Tagungen und Termine	120
Redaktionsteam	122
Danksagung	123
Impressum.....	125

INTERVIEWS



Relation von Normalität und Pathologie im Rechtsextremismus

Ein Expert*inneninterview mit Rolf Pohl

geführt von Marc Blüml

7

Marc Blüml: Guten Tag Herr Pohl und vielen Dank für Ihre Bereitschaft zu diesem Interview. Heute möchte ich mit Ihnen über die Relation von Psychopathologie und Normalität im Rechtsextremismus sprechen. Diesen betrachten Sie insbesondere in Anschluss an die Kritische Theorie und die Psychoanalyse. In letzterer wurden bereits bei Sigmund Freud die Grenzen von Normalität und Pathologie hinterfragt. Können Sie zum Einstieg erklären, wie dieses Verhältnis psychoanalytisch zu verstehen ist?

Rolf Pohl: Für mich stehen zwei Erkenntnisse Freuds zum Verhältnis von Normalität und Pathologie im Mittelpunkt. Erstens stellt er fest, dass es zwischen normalen und pathologischen Wegen der Verarbeitung von innerer und äußerer Wirklichkeit sehr starke Parallelen oder sogar Über-

einstimmungen gibt. Auf beiden Wegen werden ähnliche psychische Mechanismen verwendet. Dazu gehören neben der Verdrängung vor allem Isolierungen, Spaltungen, Projektionen und weitere damit verwandte Abwehrmechanismen. Auch die Arbeitsweisen der sogenannten ‚normalen psychischen Persönlichkeit‘, wie Freud sie etwa am Beispiel der Fehlleistungen im Alltagshandeln, insbesondere aber an den Träumen untersucht, ähneln sehr stark der Arbeitsweise typisch neurotischer und psychotischer Konflikt-Verarbeitungsmuster. Und Freuds zweite grundlegende Erkenntnis über den Zusammenhang von Normalität und Pathologie besteht in der Feststellung, dass es keine eindeutige und klare Grenze zwischen ihnen gibt. Diese Grenze ist eher fließend, was bedeutet, dass zur sogenannten ‚Normalität‘ oder ‚normalen Psyche‘ auch

pathologische Anteile gehören, die nicht nur latent verborgen sind, sondern unter entgegenkommenden Bedingungen immer wieder zum Ausdruck kommen können. Zugespitzt bedeutet das: Jeder Mensch ist eigentlich nur mehr oder weniger normal und dazu gehört auch, so heißt es an einer anderen Stelle bei Freud, dass das Ich des Normalen sich dem des Psychotikers in diesem oder jenem Stück annähert. Diese Typisierung einer grundsätzlichen Nähe zwischen normalen und pathologischen Ich-Tätigkeiten im Rahmen seines berühmten Arbeitsmodells der psychischen Instanzen, ist sehr spannend. Es gibt nicht ‚das‘ Ich, oder ein in sich geschlossenes Selbst, das nach der landläufigen Auffassung als souveräner Träger und Repräsentant von Vernunft, Besonnenheit, Reflexionsvermögen und Rationalität fungiert. Die illusionäre Annahme einer derartigen Ich-Stärke folgt einem Ideal, dem sich die Menschen nur tendenziell annähern, es aber nie wirklich erreichen können. Das regelmäßige Scheitern hängt damit zusammen, dass das Ich spaltbar ist und von allen im Widerstreit befindlichen Seiten – dem mit dem unbewussten Triebleben verbundenen ES, dem Über-Ich sowie den Anforderungen der Außenwelt – angekratzt und damit überfordert wird.

In seinem Aufsatz ‚Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie‘ hat Adorno (2003) dieses regelmäßige und notwendige Scheitern des Ichs sehr klar herausgearbeitet und auf die widersprüchlichen Anfor-

derungen einer repressiven Gesellschaft zurückgeführt: Das Ich lässt sich eben nicht isoliert als Sachverwalter oder Repräsentant von Bewusstsein und Vernunft betrachten, denn schon von seiner Konstruktion her und den damit verbundenen Aufgabenbereiche lässt sich erkennen, das große und relevante Bereiche der Arbeit des Ichs selbst unbewusst sind und damit im Prinzip das Gegenteil von Bewusstheit, Reflexionsvermögen, Besonnenheit und so weiter darstellen. Dies liegt vor allem daran, dass zu den Aufgaben des Ichs gleichzeitig auch die Abwehrmechanismen und damit insbesondere auch die neurosenbildenden Verdrängungsleistungen gehören. Diese Abwehrleistungen sind unbewusste Vorgänge und damit stellt, so Adorno, das Konstrukt des Ichs ein Stück weit genau das Gegenteil von dem dar, was es vom Anspruch her und nach dem vorherrschenden bürgerlichen Autonomie-Ideal eigentlich sein soll. Nach Freud benimmt sich das Ich im Seelenleben ein bisschen so, wie der dumme August im Zirkus: Es versucht immer, alles richtig zu machen, tut so, als hätte es alles in der Hand und fällt aber immer wieder auf die Nase. Als teilweise selbst unbewusste Instanz steht das Ich damit streckenweise im scharfen Gegensatz zur verbreiteten Hoffnung, durch Vernunft und Rationalität einen harmonischen Ausgleich zwischen inneren und äußeren Konflikten zu erreichen. Dass ist, wie Adorno schreibt, nicht die Folge einer begrifflichen Not in Freuds uneinheitlichem sogenannten metapsychologischem

Rolf Pohl

Prof. Dr. Rolf Pohl war bis 2017 Hochschullehrer für Sozialpsychologie an der Leibniz Universität Hannover. Er ist Gründungsmitglied und Koordinator der *Arbeitsgemeinschaft Politische Psychologie*, Mitglied der *Gesellschaft für psychoanalytische Sozialpsychologie* und Mitglied im Fachbeirat von *medica mondiale*. Zu seinen Arbeitsschwerpunkten gehören im Bereich der Politischen Psychologie die Themen Militär und Krieg, NS-Täterschaft, Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit sowie im Bereich der Geschlechterforschung die Themen Sexismus, Männlichkeit, sexuelle Gewalt und männliche Adoleszenz. Der verbindende Hauptfokus liegt dabei auf Fragen nach der Sozio- und Psychogenese von Gewaltverhältnissen. Sein Hauptwerk im Bereich der Geschlechterforschung ist die 2019 neu aufgelegte Studie *Feindbild Frau. Männliche Sexualität, Gewalt und die Abwehr des Weiblichen*.



Modell der Persönlichkeitsinstanzen, sondern ein Ergebnis der gesellschaftlichen Not im Spannungsfeld von Individuum und Gesellschaft. Subjekte unter entfremdeten und entfremdenden Bedingungen der bürgerlichen, besonders der kapitalistischen Gesellschaft sind grundsätzlich immer ein Stück weit zerrissen. Diese Risse im Subjekt und zwischen Individuum und Gesellschaft werden in Freuds Versuch einer Metapsychologie reflektiert, die oft fälschlicherweise, insbesondere in der sogenannten ‚Ich-Psychologie‘ als einheitliches Persönlichkeitsmodell mit einem starken, harmonisierenden Ich im Zentrum dargestellt wird. Die Idee einer Harmonie im Inneren sowie zwischen innen und außen mag eine tröstliche Illusion ein, ist aber von Anfang an zum Scheitern verurteilt.

MB: *Sie sprachen bereits die gesellschaftlichen Bedingungen an, in denen die Subjekte verortet sind. Welche Rolle kann die Psychoanalyse in der Untersuchung des Rechtsextremismus als sozialem Phänomen spielen?*

RP: Wenn Adorno in dem genannten Aufsatz ‚Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie‘ von Psychologie spricht, meint er die Psychoanalyse, denn als Theorie des Unbewussten sei nur diese im Ernst in der Lage, den ‚subjektiven Bedingungen objektiver Irrationalität‘ nachzuforschen. Dies müsste jetzt genauer aktualisiert werden: Welches sind die die objektiven Irrationalitäten die wir in rechtspopulistischen oder rechtsextremistischen Strömungen vorfinden und was spiegelt sich darin wider? Und eine der wichtigsten Fragen in diesem Zusam-

menhang, die wir ohne Psychoanalyse nicht angemessen beantworten können ist: Was macht die Menschen immer wieder anfällig für diese Art von fast wahnhaften Weltanschauungen und damit für eine Propaganda, die sehr stark mit manichäischen, die Welt in Gut und Böse, in schwarz und weiß einteilenden Feindbilder arbeitet und dabei starke negative Affekte wie Angst, Wut und Hass mobilisiert? Im Rechtsextremismus geht es ja immer um die Anknüpfung an entgegenkommende subjektive Bereitschaften von halbwegs normal sozialisierten Individuen für Demagogie und eine Propaganda, die dieses Potenzial gruppen- und massenpsychologisch in die erwünschte Richtung kanalisiert. Wir alle sind durchaus anfällig für solche Ideologien von Ungleichheit und Gewalt und damit für eine dem zugrundeliegende dichotomische Aufteilung der Welt mit dem Ergebnis: Wir sind die Guten und die anderen die als feindlich markierten Bösen. Damit geht die Inszenierung eines Bedrohungsszenarios einher, mit der mobilisierte Hass- und Gewaltbereitschaften als notwendige Mittel im Kampf zur Abwehr gegen die vermeintlichen Gefahren legitimiert werden.

Im Blick der psychoanalytischen Sozialpsychologie auf den Rechtsextremismus geht es genau um eine Analyse dieser Prozesse und Wege einer rechten Politisierung, wobei insbesondere die subjektiven und damit vor allem die beteiligten unbewussten Abwehrmechanismen im Mittelpunkt stehen. Bereits

in der ersten großen Welle einschlägiger Forschungen in den 1920er und 1930er Jahren am Vorabend der Faschismus ging es insbesondere um die große Frage danach, wie die Menschen eigentlich dazu gebracht werden, gegen ihre eigene Bedürfnisse und sogar gegen ihre Überlebensinteressen zu handeln. Das lässt sich auch aktuell an der Diskrepanz zwischen den Erwartungen, den Hoffnungen und den Wünschen der Anhänger*innen etwa der ‚Alternative für Deutschland‘ (AfD) und deren Parteiprogramm festmachen. Nun müssen die Verführten oder besser: schuldhaft Irregeleiteten nur noch dazu gebracht werden, diese Diskrepanz nicht zu merken. Eines der Hauptmittel der rechten Propaganda besteht dabei in der Manipulation der bisher halbwegs ‚normal‘, also realitätsangemessen funktionierenden sozialen Wahrnehmungsmuster unter dem ungenauen, aber populären Zeichen des sogenannten ‚Postfaktischen‘: Wenn Lügen für wahr gehalten werden, ist der Schritt nicht mehr weit, die Menschen, in Anlehnung an eine Formulierung Adornos, dazu zu bringen, ihren eigenen Wahnsinn zu glauben. Hier zeigt sich, was wir den ‚Zirkelschluss der postfaktischen Wahrnehmungsverzerrung‘ nennen können, der in der Politik der Neuen Rechten systematisch ausgenutzt und verstärkt wird. Die auf Verführung und Ansteckung zielende Wirkung der populistischen Propaganda für das ‚breite Volk‘ besteht dabei in der Suggestion, wer so wahrnehme wie die Demagog*innen, müsse zwangsläufig zur gleichen

Erkenntnis kommen, und wer so denke und urteile wie sie, gelange automatisch zur gleichen, sich immer wieder reflexhaft bestätigenden Wahrnehmung der Wirklichkeit. Der Sprung zu einem geschlossenen rechten Weltbild mit paranoiden Zügen ist dann nicht mehr weit. Diese manipulierten und in Gruppen Gleichgesinnter besonders wirksamen Wahrnehmungsmuster knüpfen an bereitliegende ‚normale‘ Wahrnehmungsbereitschaften an und sind eng mit den tendenziell pathologischen Anteilen halbwegs normaler Individuen verbunden. Damit kommen wir zu Freuds Lehre der Abwehrmechanismen im Spannungsfeld von Normalität und Pathologie und ihrer Bedeutung für die Sozialpsychologie zurück.

MB: *In der NS-Täter*innenforschung haben Sie in einem Artikel von 2011 das dort identifizierte Normalitäts-Paradigma kritisiert (Pohl, 2011). Können Sie ausführen, was das Normalitäts-Paradigma ist und welche Gefahren von der Verwendung eines unreflektierten Normalitätsbegriffs auf NS-Täter*innen ausgehen?*

RP: Die Gefahren liegen vor allem darin, dass mit dem Insistieren auf der vorgebliehen, nie definierten, aber strikt von Pathologie abgegrenzten ‚Normalität‘ der NS-Täter*innen eine Banalisierung vorgenommen wird und die Taten in einer Art Allerweltpsychologie aufgelöst werden. Dazu muss zunächst ein Blick auf die Geschichte der Täter*innenforschung geworfen werden,

die sich grob in drei Phasen einteilen lässt: Zunächst hat bis in die 1960er-Jahre hinein eine Dämonisierung stattgefunden, nach der Hitler, Himmler, Heidrich, Goebbels und ein paar weitere Schurken als Hauptmonster hingestellt, pathologisiert und damit aus der normalen Gesellschaft eskamotiert, also ausgeschlossen wurden. Daran hat sich eine eher strukturelle oder funktionalistische Sichtweise bis in die 1980er-Jahre hinein angeschlossen, nach der vor allem die Logik und die Strukturen der genozidalen Prozesse ins Zentrum gerückt wurden. Der nun vorherrschende Topos der ‚industrialisierten Massenvernichtung‘ hat die Menschen und ihre subjektiven Antriebskräfte hinter den Taten tendenziell zum Verschwinden gebracht. Mit dem Bild eines reibungslos funktionierenden Fabriksystems der Vernichtung hat sich so bereits eine Normalisierung im Blick auf die Täter*innen angebahnt, denn nun galten sie nicht mehr als einige wenige pathologische Exzesstäter, sondern allerhöchstens als bloße Erfüllungsgehilfen oder als rein bürokratische Befehlsempfänger. Dazu passte das zum Beispiel von Zygmunt Baumann entworfene Bild von der Rationalität bürokratischer und industrieller Funktionsabläufe mit modernen Menschen an den Schalthebeln, bei denen der Hinweis auf mögliche Pathologie keinen Platz mehr hat.

Dies ist etwa ab den 1990er-Jahren durch eine bis heute andauernde Sicht abgelöst worden, die vor allem durch die Kontroversen um

Daniel Goldhagens (1996) These von den ‚ganz gewöhnlichen‘, aber charakterlich durch und durch von einem ‚eliminatorischen Antisemitismus‘ befallenen Deutschen als ‚Hitlers willige Vollstrecker‘, sowie die Auseinandersetzungen, die über die Hamburger Ausstellung zu den Verbrechen der deutschen Wehrmacht ausgelöst wurden. Die Normalitäts-These, die sich nun durchgesetzt hat, knüpft an die richtungsweisende Studie ‚Ganz normale Männer‘ von Christopher Browning an: Die Täter*innen waren danach ganz gewöhnliche Deutsche, so wie du und ich. Daher brauchen wir uns mit Fragen nach Pathologien gar nicht mehr zu beschäftigen, sondern müssen nur noch schauen, wie diese Normalität in Richtung der Beteiligung an den anstehenden Verbrechen modelliert werden konnte. Im Zentrum standen nun vor allem situative Bedingungen, wie zum Beispiel Gruppendruck, Gehorsamswänge, Korpsgeist und nicht zuletzt exzessiver Alkoholkonsum. Damit wird das komplexe Verhältnis von Normalität und Pathologie in einem entweder-oder-Schema banalisiert: entweder pathologisch, wie nur ein ganz geringer Prozentsatz der Täter*innen, oder eben, wie die überwiegende Mehrheit, voll normal. Nun sei es nicht mehr erforderlich, die subjektiven Bedingungen der Verbrechen anzuschauen, das könne getrost den psychoanalytischen ‚Pathologisierer*innen‘ überlassen werden. Es ginge zwar auch um individuelle Biographieverläufe, aber daraus ließen sich keine Schlüsse hinsichtlich einer Tatmotivation oder –bereitschaft schließen.

Insbesondere bei Harald Welzer (2005) finden wir diese Banalisierung von Sozialpsychologie im Blick auf die NS-Täter*innen unter der Parole: ‚Alles ist möglich‘.

Problematisch ist, dass hier überhaupt nicht definiert wird, was die mit Durchschnittlichkeit oder Gewöhnlichkeit gleichgesetzte Normalität eigentlich ist. Und damit wird ein falscher Gegensatz konstruiert: entweder ist eine Tat oder ein*e Täter*in psychisch determiniert durch frühe Sozialisation, und das ist falsch, weil eben pathologisierend – oder sie sind eben durch ein einfach geändertes gesellschaftliches Normensystem sowie durch situative Prägung bestimmt. Normal heißt: Alles ist mit den richtigen sozialtechnologischen Hebeln möglich. Damit muss man sich im Prinzip auch gar nicht mehr über Schuldfragen groß aufregen oder über Verantwortlichkeiten und ihre intergenerative Weitergabe nachdenken. Diese Entwicklung passt sehr gut zum politischen Diskussionsklima in den 1990er-Jahren mit der Forderung nach einer Rückkehr zu einer gesellschaftlichen Normalität ohne permanent an Auschwitz erinnern zu müssen. In diesem Sinne ist die beschwörende Feststellung des ehemaligen Bundeskanzlers Schröder zu verstehen, jetzt seien wir endlich wieder ein normales Volk und müssten uns nicht immer wieder und ständig unsere NS-Vergangenheit vorhalten lassen. Mit dieser Normalisierung der nationalsozialistischen Menschheitsverbrechen wird Auschwitz ein Stück weit

relativiert: Auschwitz ist überall: in Vietnam, in Ruanda und in allen anderen Völkermorden und Massenverbrechen. Damit wird der Holocaust historisch entkontextualisiert zu einem allgemeinen, immer und überall möglichen menschlichen Drama gemacht.

MB: *Wie wäre dann ihres Erachtens die Relation von Normalität und Pathologie im Fall des Zivilisationsbruchs zu deuten?*

RP: Meiner Ansicht ist das nur mit einer systematischen Berücksichtigung des Antisemitismus und seiner normalisierenden Wirkung als Sonderform eines kollektiven Wahns möglich. Ein Defizit der NS-Täter*innenforschung liegt darin, dass der Antisemitismus entweder vernachlässigt oder nur als eine ideologische Bewusstseinsform gesehen wird, die allerhöchstens bei einzelnen Täter*innen nachgewiesen werden kann. Verkannt wird dabei die Rolle der antijüdischen Feindbildkonstruktion bei der Erzeugung und Kanalisierung von unbewussten Hass- und Tötungsbereitschaften im Kontext volksgemeinschaftlicher Massenbindungen. Das lässt sich exemplarisch etwa am vorherrschenden Bild von Adolf Eichmann, dem Hauptverantwortlichen im Reichssicherheitshauptamt für die bürokratische Regelung der Vernichtung der europäischen Juden, festmachen. Unter Bezug auf die These Hannah Arendts (2011) über die ‚Banalität des Bösen‘ wurde und wird Eichmann, entsprechend seiner Selbststilisierung vor Gericht, als bürokratischer Sachwalter

des Massenmordes gesehen, der eigentlich nur dienstbeflissen als Befehlsempfänger seiner Aufgabe nachgeht. Inzwischen ist bekannt geworden, wie stark der bislang übersehene Antisemitismus bei Eichmann ausgeprägt war. In der vorherrschenden These von der eiskalten Sachlichkeit des Tötens im Rahmen bürokratisch geregelter, industriell organisierter Massenvernichtungs-Abläufe nach dem Vorbild der Arbeit in einem Fabrikssystem, fehlt mit dem Antisemitismus auch der Blick auf das damit verbundene Affektgeschehen im Wechselspiel von Angst, Hass, Abscheu und Vernichtungsbereitschaft. Dabei hat sich Eichmann, ähnlich übrigens wie auch Höss, der Lagerkommandant von Auschwitz, bis zum Ende immer zu ihrem fanatischen Antisemitismus bekannt.

Dabei muss aber berücksichtigt werden, dass die Menschen nicht als Antisemit*innen zur Welt kommen und hier wird die angesprochene affektive Dynamik der antisemitischen Feindbildungsprozesse wichtig: Am Ausgangspunkt der antijüdischen Fanatisierung steht, wie sich mit Jean-Paul Sartre feststellen lässt, der Affekt der Angst als Vorstufe des projektiven Jüd*innenhasses. Also nicht eine genuine Angst vor den Juden, sondern Angst vor allem Möglichen. Angst vor sich selbst, seiner Willensfreiheit, seiner Verantwortung, Angst davor, den ungenügenden gesellschaftlichen Strukturen und Einrichtungen genauer ins Auge zu sehen und zu versuchen, wenn Verbesserung notwendig ist, diese auch

vorzunehmen und daran zu arbeiten. An die Stelle des Aushandelns sozialer Interessenkonflikte tritt schließlich die Beseitigung des Schadens, den angeblich ein böser Geist der Gesellschaft zugefügt haben soll, durch die Vernichtung des in den Jüd*innen personifizierten Bösen. Wie es hierbei gelingt, diese ursprüngliche, zum Normalen gehörende Angst in Hass und Grausamkeitsbereitschaft im Zeichen eines paranoiden Wahns zu transformieren, ist ohne die Prägung durch antisemitische Wahrnehmungsmuster des absoluten Feindes, zu dem die Jüd*innen aus historischen Gründen gemacht wurden, nicht zu erklären.

14

MB: *Welche Lehren können wir aus den Überlegungen der NS-Täter*innenforschung für die heutige Situation ziehen?*

RP: Ein wichtiger Punkt ist, dass uns das ständige Beschwören eines gesellschaftlichen Aggregatzustands unter dem Vorzeichen der Normalität suspekt sein muss. Denn damit wird implizit oder oft auch explizit ein Schlussstrich nach der Logik gefordert: ‚Wir brauchen uns eigentlich nicht mehr und immer wieder mit unserer schlimmen Vergangenheit zu beschäftigen, denn das hat ja nichts mit uns und den Problemen von heute zu tun. Wir sind jetzt eine normale Gesellschaft, und müssen folglich nicht immer daran erinnert werden.‘ Das klang ja bereits in meiner Erinnerung an Gerhard Schröders Etikettierung der Deutschen als ein endlich wieder ‚ganz normales Volk‘

an, gehört aber vor allem zum Inventar rechtspopulistischer Geschichtsvergessenheit. Dazu gehört die Bagatellisierung des Holocaust als Vogelschiss in der grandiosen tausendjährigen deutschen Geschichte durch Gauland, aber auch Höckes Forderung nach einer erinnerungspolitischen Wende um 180 Grad. Also Vorsicht gegenüber allen Postulaten einer ersehnten oder bereits erreichten Rückkehr zur ‚vollen‘ Normalität, zu einer normalen Nation und einer ganz normalen Gesellschaft. Derartige Normalisierungsbehauptungen bergen grundsätzlich immer die Gefahr eines Geschichtsrevisionismus und einer erinnerungspolitischen Relativierung.

Ein zweiter Punkt ist, dass die Frage der Anfälligkeit für projektive Feindbildkonstruktionen und den damit einhergehenden möglichen Hass- und Gewaltbereitschaften seit dem Ende des Nationalsozialismus kaum wichtiger als gerade in den aktuellen Zeiten einer wachsenden Normalisierung rechter Weltanschauungsmuster ist. Der Zuwachs von rechter Hasskriminalität, von rassistischen Gewalttaten, vor allem aber auch von antisemitischen Übergriffen sind ein untrüglicher Indikator für die Relevanz dieser Frage. Insbesondere müsste der Antisemitismus wieder genauer hinsichtlich seiner Rolle als unbewusst wirksamer Kitt für politische Manipulationen der Neuen Rechten berücksichtigt werden. Seine offenen Manifestationen haben wir bei den Pegida-, den Querdenker- und den Corona-Leugnungs-Demonstrationen gesehen.

Dazu gehört auch die immer offenere Verwendung klassischer antisemitischer, als Chiffren für ‚jüdische Weltverschwörung‘ dienender Klagen gegen den ‚Wall-Street-Kapitalismus‘ und die Macht ‚globalistischer Eliten‘ auf Seiten des Rechtspopulismus. Die Verbreitung und die Wirkung dieser Chiffren zeigen, wie dringend und aktuell das Thema der subjektiven Bedingungen für die wieder verbreitete Anschlussfähigkeit für paranoid getönte rechtsextremistische Ideologien der Ungleichheit und Gewalt für die Soziologie und die Sozialpsychologie ist.

Der dritte Punkt, der hinsichtlich der Lehren der NS-Täter*innenforschung für die Gegenwartsanalyse wichtig ist, bezieht sich auf die Bedeutung von Geschlecht und Geschlechterbeziehungen, ein Aspekt, der in der NS-Forschung erst sehr spät mit der Diskussion über Frauen als NS-Täter*innen aufgenommen worden ist. Das Geschlechterthema ist hochaktuell, auch und gerade hinsichtlich der von mir in den Mittelpunkt gestellten Fragen nach den subjektiven Bedingungen entgegenkommender Bereitschaften für paranoiden Hass. Das gilt vor allem für die Analyse der Männlichkeit und ihrer besonderen Anfälligkeit für gewaltorientierte Konfliktlösungsmuster und für gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit. In einem von Antifeminismus und Anti-Genderismus vergifteten Klima der Klagen über eine ‚Krise der Männlichkeit‘ bilden Unzufriedenheiten deutscher Männer über den angeblichen, mit gleichstellungspolitischen

Fortschritten einhergegangenen Schwund ihrer Vorherrschaft den Nährboden für rechte Politisierungen mit dem Angebot von insbesondere drei Hauptschuldigen ihrer Misere: Frauen, Muslim*innen und Jüd*innen. Dies knüpft an jüngere sozialpsychologische Erkenntnisse im Kontext der NS-Forschung an, wie etwa die von Karin Stögner (2014) über den Zusammenhang von Antisemitismus und Sexismus sowie von Sebastian Winter (2013) über den Zusammenhang zwischen Antisemitismus und Geschlechterentwürfen im Nationalsozialismus und in der Neuen Rechten. Hier geht es unter anderem darum, wie stark eine antifeministische Thematisierung von männlicher Unzufriedenheit mit der Geschlechterordnung zur Mobilisierung von rückblickend patriarchalen Sehnsüchten nach Wiedererrichtung klassischer Geschlechterverhältnisse mit der traditionellen Arbeitsteilung führen kann. Eine derartige Vereindeutigung der Geschlechter, die in ihrer hierarchischen Binarität keine Vielfalt zulässt, ist eines der wichtigsten Einfallstore für rechte Propaganda. Das sehen wir zum Beispiel an der berüchtigten Rede von Höcke in Erfurt 2014, wo er über den Verlust der Männlichkeit in Deutschland und Europa schwadroniert und seine Wiedergewinnung fordert, damit wir wieder wehrhaft werden können, um unser Volk und unsere Frauen zu schützen. In die gleiche Richtung zielt aktuell einer der kurzen Propagandaclips des AfD-Europaspitzenkandidaten Krahn mit der Botschaft: Deutsche Männer müssten rechts

und patriotisch sein um wieder stark zu werden und dann, so das damit verknüpfte Versprechen: dann klappe es auch mit der Freundin!

MB: *Sie hatten gerade auch Männlichkeit angesprochen. Sie selbst forschen zu männlicher Subjektkonstitution, u. a. in ihrer Habilitation Feindbild Frau. Wie entsteht Männlichkeit Ihres Erachtens und was sind deren basale Merkmale?*

RP: Das lässt sich in wenigen Sätzen nur kurz anreißen: Wenn wir von dem bereits angesprochenen, meist antifeministisch eingefärbten Diskurs über die ‚Krise des Mannes‘ oder der Männlichkeit ausgehen, müssen wir feststellen, dass es sich um einen verschobenen Diskurs handelt, der die wirklichen Ursachen verschleiert. Statt sich mit den gesellschaftlichen Erosionen, die den Hintergrund bilden für die angeblich ursprünglich einmal dagewesene männliche Stärke und Souveränität auseinanderzusetzen, wird rückblickend dieser Schwund an Autonomie den Frauen und dem ‚feministisch durchseuchten Zeitgeist‘ angelastet. Hier handelt es sich um klassische projektive Feindbildkonstruktion, der eine grundlegende Misogynie, also einer Abwehr von Weiblichkeit in der Konstitution, der Entstehung und Entwicklung von Normalmännlichkeit in Gesellschaften mit einer weiterhin herrschenden männlichen Dominanz zugrunde liegt. Unter den Bedingungen der Kontinuität einer hierar-

chischen Geschlechterordnung stehen auch halbwegs normal sozialisierte Männer unter dem Druck, sich grundsätzlich als das wichtigere und überlegene Geschlecht zu setzen und diese Setzung im Notfall, den sie natürlich selber definieren, auch unter Beweis stellen. Dabei gehören Frauenfeindlichkeit und Weiblichkeits-Abwehr in diesem oder jenem Stück zur Grundausrüstung dieser Normalmännlichkeit, denn dieses Überlegenheits-Konstrukt ist grundsätzlich von Frauen bedroht. Das zeigt sich insbesondere auf dem Feld der normierten Heterosexualität. Nirgends ist der Mann schwächer, weil abhängig und scheinbar einer fremden, nämlich weiblichen Kontrolle unterworfen, als hier. Das nenne ich *Männlichkeitsdilemma* und damit meine ich: Die Männer unter den ‚normalen‘ Aufwuchsbedingungen in solchen Gesellschaften mit einer persistierenden männlichen Hegemonie, also Vorherrschaft, unterliegen einerseits einem Zwang zu Autonomie und Selbstständigkeit, sind aber, wie angedeutet, immer durch Angst vor Abhängigkeit und damit vor dem Verlust ihrer Autonomie bedroht.

Wie lässt sich dieses Autonomie-Abhängigkeits-Dilemma bekämpfen oder gar ‚lösen‘? Hier sind Männer immer wieder sehr einfallreich. Einige der gefundenen Lösungswege wirken verzweifelt, andere sind ausgesprochen lächerlich, aber gefährlich sind sie ein Stück weit alle. Ob es die maskulinistischen, also die männerrechtlichen Strömungen im Antifeminismus, die sich

als Verführungskünstler verstehenden Pick-Up-Artists, die mit perfiden Manipulationstechniken Frauen zum Geschlechtsverkehr bringen wollen, oder Incels sind – immer geht es motiviert von tiefsitzendem Frauenhass um die Sicherung von Sexualität ohne Kontrollverlust und damit der Intaktheit ihrer Männlichkeit. Incels sind sicherlich die extremste Variante, denn sie wollen Frauen mit dem Tod oder speziellen Konzentrationslagern dafür bestrafen, dass sie ihnen einfach nicht das geben wollen, was ihnen qua Naturgesetz zustehe, nämlich Sex. Harmloser klingen da die sogenannten MGTOWs, die ‚Men going their own way‘, die überhaupt keinen Kontakt mehr mit Frauen wollen, weil die so verseucht seien, dass der Kontakt mit ihnen kontaminierend sei. Oder eine der neuesten, weitgehend online-gestützten Community, die ‚No-Fabs‘, die empfehlen, radikal auf Masturbation und Pornografie zu verzichten, damit Männer wieder starke Kerle voller Selbstkontrolle werden. In allen fragwürdigen ‚Lösungsversuchen‘ der männlichen Krisen geht es, wie im Grund allgemein beim Sexismus sowie insbesondere bei allen Formen sexueller und sexualisierter Gewalt um das Feindbild der Frau und die Abwehr der Gefährdungen, die von ihnen und insbesondere ihrer Sexualität auszugehen scheinen.

Und dieses Hasspotenzial ist politisierbar, weil in der Neuen Rechten mit den gleichen Mechanismen der Feindbildung gearbeitet wird und hier eine wichtige Anschlussstelle

in der ‚normalen‘ Grundausrüstung liegt: Innen ist alles gut und außen, die Frauen sind alle böse und gefährlich. Weiblichkeitsabwehr und Frauenfeindlichkeit sind im Prinzip eine Art Blaupause und auch ein Eintrittstor für den Rechtsextremismus. Das sehen wir in extremer Ausgestaltung bei den Rechtsterroristen, wie bei Breivik oder dem Attentäter von Halle 2019 mit den abenteuerlichen Mixturen aus Antifeminismus, Muslim*innenfeindschaft und Antisemitismus in ihren Rechtfertigungspamphleten. Signifikant ist, dass die bekannten Rechtsterroristen teilweise von der Incel-Bewegung, teilweise von der Pickup-Artist-Szene herkommen und damit zunächst von der Unzufriedenheit mit ihrem Dasein als Mann ohne Sex, Frauen und Beziehung. Interessanterweise kommen auch Mitglieder einiger der rechten militanten Bewegungen in den USA, wie den Alt-Rights oder den ‚Proud-Boys‘ aus der Incel- oder der Pick-Up-Szene.

Daraus folgt, dass eine systematische Berücksichtigung dieser geschlechtertheoretischen Aspekte und geschlechterpolitischen Fragen elementarer Bestandteil der Forschung zum Rechtsextremismus und seiner Anknüpfungen an subjektive, entgegenkommende Bedingungen sein muss. Das ist gerade wichtig vor dem Hintergrund der verbreiteten Illusion einer gleichstellungspolitisch weitgehend gelungenen Modernisierung der Geschlechterverhältnisse. Wir sind hier längst noch nicht so weit, wie wir glauben und das sehen wir

an dem aktuellen Widerstand gegen alles, was mit Feminismus und insbesondere mit ‚Gender‘ zu tun hat, so als handele es sich um Teufelszeug, das zusammen mit den angeblich unwissenschaftlichen und rein ideologischen Genderstudies abgeschafft werden sollte. Nein, gerade angesichts der Irrationalität dieses Kreuzzugs brauchen wir nicht weniger Gender sondern wir brauchen mehr Gender!

MB: *In der Debatte um Normalisierung, Geschlechterforschung und Psychoanalyse liegt ja auch die poststrukturalistische Kritik an der Psychoanalyse nah. Dort wird Freud teilweise unter dem Stichwort des Ödipuskomplex vorgeworfen, eine normalisierende Wissenschaft entwickelt zu haben. Wie stehen Sie der poststrukturalistischen Geschlechterforschung gegenüber? Hat die Psychoanalyse Ihres Erachtens einen sozialtheoretischen Mehrwert demgegenüber?*

RP: Das sind verschiedene Aspekte des Verhältnisses von Freudscher Psychoanalyse und poststrukturalistischer Geschlechterforschung, die Sie angesprochen haben. Zunächst einmal: Die psychoanalytische Sozialisations- und Entwicklungspsychologie dreht sich nicht mehr vorrangig um den Ödipuskomplex, denn spätestens seit den 1950er- und 1960er-Jahren hat sich mit der Narzissmustheorie und vor allem der Objektbeziehungstheorie ihr Hauptfokus auf die Dynamik präödipaler Prozesse verschoben. Damit hat sich die

psychoanalytische Theoriebildung ein Stück weit von der Dominanz der klassischen, mit dem Patriarchat eng verbundener Modellvorstellungen der psychogenetischen, auf den Ödipuskomplex zentrierten Entwicklung entfernt, oder besser: sich um diese Perspektiven erweitert. Insofern läuft die Kritik etwas ins Leere, auch wenn am Vorwurf des Androzentrismus bei Freud schon etwas dran ist, insbesondere hinsichtlich seiner Weiblichkeitsvorstellungen. Aber mit den neueren moderneren, auch poststrukturalistischen Ansätzen im Umgang mit der Psychoanalyse verbindet sich in Bezug auf Geschlecht auch die Idee, dass die Vielfaltigkeit von sexuellen Ausrichtungen und geschlechtlichen Ausdrucksformen von der klassischen Psychoanalyse nicht adäquat erfasst worden sind. Und in diesem Zusammenhang ist, insbesondere inspiriert von den Ansätzen Judith Butlers, ein breiter auch gesellschaftspolitischer Diskurs über die Frage entstanden, ob wir einen wirklichen Durchbruch in Richtung geschlechterpolitischer Liberalisierung und Befreiung nur erreichen können, wenn diese Diversitäten und Vielfaltigkeiten nicht nur zugelassen werden, sondern auch eine breite Anerkennung finden. Und da bin ich etwas skeptisch, weil die Anerkennung der Diversitäten alleine noch keine Garantie für eine wirkliche Befreiung bietet. Das Hauptproblem sehe ich darin, dass die konzeptionelle Fassung der vielen einzelnen dieser Geschlechtsausrichtung und Sexualitäts-Entwürfe in diesen politischen Diskursen ein Stück weit nach

einem identitätslogischen Blick betrachtet werden. Dies bringt, wie identitätspolitische Ausrichtungen grundsätzlich, die Gefahr von Inklusion und Exklusion, von Einschließung und Ausgrenzung mit sich. Das heißt: Eine unreflektierte Affirmation von ‚positiver‘ Identität schließt in der Regel die nicht zugehörigen Identitäten aus, die nicht zu dieser Identität und damit zu dieser Vorstellung von innerer Einheit und Geschlossenheit gehören.

Auch im Nachtrag zur Diskussion über die Lehren aus der NS-Täter*innenforschung im Hinblick auf das Verhältnis von Normalität und Pathologie ergibt sich eine dringende Warnung davor, in das Fahrwasser von starren identitätspolitischen Vorstellungen zu geraten, die in letzter Konsequenz immer mit einer Aufwertung der Eigengruppe und einer Abwertung der als nicht dazugehörend definierten ‚Fremden‘ einhergehen. Hier fehlt mir etwas, was meines Erachtens auch an den identitätslogischen Annahmen neuerer Geschlechterdiskurse zu bemängeln ist: die systematischen Kritik an strukturellen Verhältnissen. Das bezieht sich hier vor allem auf eine gründliche Analyse der geschlechterpolitischen Diskontinuitäten in den nach wie vor asymmetrischen und hierarchischen Geschlechterverhältnissen zwischen Kontinuität, Modernisierung und Gegenbewegungen. Mit diesen hier nur angedeuteten Wechseln zwischen Wandel und Beharrung im Zusammenhang mit komplexen sozialen Transformationen haben sich kürzlich etwa

die Beiträge in dem Sammelband *Struktur und Dynamik – Un/gleichzeitigkeiten im Geschlechterverhältnis* aus verschiedenen Perspektiven auseinandergesetzt. Gerade diese Frage nach der hartnäckigen Persistenz und den oben bereits angedeuteten Gegenbewegungen ist zentral, denn nur über sie können wir die ungebrochene große Verbreitung von alltäglichem Sexismus sowie das unverändert hohe Aufkommen von sexueller, sexualisierter und nicht-sexueller Gewalt gegen Frauen sowie in jüngerer Zeit auch und gerade gegen Angehörige der LGBTQI+-Community einigermaßen begreifen und sinnvoll bekämpfen.

Wenn wir noch einmal auf die Bemerkungen zum *Männlichkeitsdilemma* und den frauenfeindlichen und gewaltbereiten Versuchen seiner ‚Lösung‘ im Dienste einer Wiederherstellung der männlichen Vorherrschaft zurückkommen, dann zeigt sich gerade hier die Sackgasse der Logik von geschlechtsbezogener Identitätspolitik: Aus der vorherrschenden männlichen Identitätslogik heraus wird alles, was die vermeintlich hehre, reine Männlichkeit zu gefährden scheint, als weiblich und damit als fremd und nicht-zugehörig definiert, ausgegrenzt und ‚notfalls‘ bis zur Zerstörung verfolgt. Und die angesprochene Ähnlichkeit mit den nationalen und völkischen Rettungsphantasien der Neuen Rechten wird hier noch einmal bestätigt: Antifeminist*innen und Rechtsextremist*innen verbindet gerade diese Idee einer einen

geschlossenen, homogenen und harmonischen Gemeinschaft mit einer einheitlichen Identität, die bei ‚Gefahr‘ verteidigt, gerettet und wieder ‚heil‘ gemacht werden muss. Das lässt sich hier nicht weiter ausführen, aber vor diesem Hintergrund müssen wir die Warnung vor den Fallstricken diese identitätslogischen oder identitätspolitischen Denkens ernstnehmen. Auch in den neueren Diskussionen über die Gefahren einer Widerkehr von nationalsozialistischen oder ähnlichen faschistischen Strukturen und Tendenzen in der Gesellschaft durch eine Normalisierung von Positionen der Neuen Rechten. Hier wäre eine gründliche und kritische Diskussion des Verhältnisses von Identität und Normalität angebracht.

20

MB: *Als weiteren Unterschied könnte die Vermittlung von erster und zweiter Natur verstanden werden, also die Frage nach der materiell-biologischen Rückbindung des Menschen und dessen gesellschaftlichen Überformungen. Hat die Psychoanalyse in der Reflektion dieser Vermittlung ihres Erachtens Vorteile gegenüber dem Poststrukturalismus?*

RP: Auf jeden Fall, denn ohne Einbeziehung der Psychoanalyse kann m.E. diese Vermittlungsdiskussion nicht erfolgreich geführt werden. Diese Erkenntnis gehört ja zu den besonderen Leistungen der Kritischen Theorie und im Anschluss daran eine Reihe anderer Theorieansätze, vor allem etwa die von Alfred Lorenzer. Wie gesagt: Ohne eine Berücksichtigung der

erwähnten subjektiven Irrationalitäten und insbesondere der damit einhergehenden entgegenkommenden Bereitschaften sowie der sie bestimmenden Abwehrmechanismen, kann die leider immer wieder erfolgreiche Wirkung totalitärer Beeinflussungen nicht angemessen erfasst werden. Und nur eine solche systematische und reflektierte Vermittlung gesellschafts- und subjekttheoretischer Perspektiven kann verhindern, dass wir die Frage nach einer rechten Politisierung entweder in die eine Richtung, also in die Seite einer vermeintlich ‚ursprünglichen‘ Natur oder in die der *zweiten Natur*, sprich: der Gesellschaft auflösen. Das Beharren darauf ist etwa im Hinblick auf die immer wieder populäre essentialisierende Vorstellung von der angeblichen ‚Natürlichkeit der Verhältnisse‘ unabdingbar. Mit der Kritischen Theorie ist auf der anderen Seite aber auch dringend vor der Gefahr einer ‚Soziologisierung‘ zu warnen. Also vor der Idee, Subjektivität sei im Grunde nichts anderes als ein bloß wiederspiegelungsmechanischer Effekt gesellschaftlicher Verhältnisse. Gerade in der Analyse der Vermittlung von *innerer* und *äußerer Natur* ist der Verzicht auf eine kritische Einbeziehung der Psychoanalyse oder ihre verbreitete Ablehnung als unmodern und unwissenschaftlich eine Sackgasse. Wichtig ist hier insbesondere die Erkenntnis, dass die Psychoanalyse hinsichtlich der Subjektconstitution nicht von einer ursprünglichen, rein biologischen Natur des Menschen ausgeht, die durch Sozialisation allmählich gesellschaftlich überformt wird.

Bereits die ersten Ausdrucksformen und insbesondere ihre Wiederholungen sind bereits sozial, in komplexen Interaktionen geformt. Der Ursprung von Subjektivität ist keine anthropologische Konstante. Das zeigt sich an den bereits genannten frühen, archaischen Abwehrmechanismen und ihrer Weiterentwicklung, deren spätere, in den erwachsenen Habitus eingelassene Ausdrucksweisen allerdings den *Anschein* einer ‚Natürlichkeit‘ erwecken können. Die Fallen im Spannungsfeld zwischen Biologisierung, Psychologisierung bzw. Pathologisierung und Soziologisierung ließe sich aber genauer insbesondere in einer kritischen Diskussion der meist missverstandenen Triebtheorie Freuds aufzeigen. Aber das würde hier den Rahmen sprengen. Auf jeden Fall gilt, dass für eine kritische Gesellschaftstheorie gerade im Hinblick auf die Komplexität von Vergesellschaftungsprozessen im antagonistischen Spannungsfeld von Individuum und Gesellschaft eine Einbeziehung der Psychoanalyse unabdingbar ist, um die Wege, die Mechanismen und die Folgen dieser Vergesellschaftung genauer aufspüren und, so die Hoffnung, auch verändernd auf sie einwirken zu können.

MB: *Abschließend würde mich Ihre Einschätzung der aktuellen Situation interessieren mit erschreckend hohen Zustimmungsraten zu der AfD interessieren, welche nach den neusten Wahlumfragen und Jugendstudien insbesondere unter jungen Männern verbreitet ist¹. Wodurch ist Ihres Erachtens diese aktuelle Entwicklung bedingt?*

RP: Angesichts der berechtigten methodologischen Kritik an dieser Untersuchung ist sicherlich Vorsicht bei den Ergebnissen angebracht. So extrem und stark ausgeprägt scheint die ermittelte Affinität zum Rechtspopulismus nicht zu sein. Aber als erkennbare Tendenz überraschen die Ergebnisse im Grunde eigentlich nicht, insbesondere was das Thema Männlichkeit betrifft. Wenn wir diese und ihre Entwicklung unter den nach wie vor herrschenden gesellschaftlichen Bedingungen noch einmal aufgreifen, ist angesichts von strukturellem Sexismus sowie der exorbitanten Verbreitung von gleichermaßen Frauen- und Fremdenfeindlichkeit die ermittelte Anfälligkeit nicht wirklich überraschend. Das liegt vor allem an einem Puzzleteil, das bei den bisherigen Ausführungen noch nicht aufgetaucht ist: das männliche Jugendalter, also die Zeit der durch die Pubertät in Gang gesetzten Adoleszenz und ihr Einfluss als Übergangsphase unter den bestehenden gesellschaftlichen Bedingungen. Die Adoleszenz hat eine wichtige Funktion hinsichtlich der Entwicklung und Stabilisierung noch nicht gefestigter sexueller und geschlechtsbezogener Orientierungen. Aus der Binnenperspektive der Heranwachsenden betrachtet soll außerdem die emotionale Ablösung von den infantilen frühen Vorbildern sowie damit einhergehend, die Lockerung oder Lösung der Bindungen an die Familie stattfinden. Gerade für Jungen sind früher und insbesondere in sogenannten Stammeskulturen zur Begleitung dieses Übergangs ausgeklügelte, oft mit

schmerzhaften Prüfungen einhergehende Initiationsriten entwickelt worden. Dabei ging es aus geschlechtertheoretischer Perspektive in der Regel um eine Ablösung des Jungen von der Mutter und ihrem weiblichen Einfluss in einer exklusiven Männergruppe mit dem Ziel, eine Immunisierung gegen die als kontaminierend eingeschätzten zukünftigen Gefahren weiblicher Einflüsse zu erreichen. Nur so können starke Männer und wenn erforderlich, starke Krieger hergestellt werden. Diese klassischen Initiationsriten gibt es ja bei uns nicht mehr, allerdings noch in institutionellen Resten und bei selbstgewählten pubertären Mutproben. Das zeigt, dass die Adoleszenz eine von Krisen und Konflikten geschüttelte Phase der Unsicherheit, Diffusität und Orientierungslosigkeit ist. Die damit einhergehenden Suchbewegungen betreffen vor allem den Bereich der Sexualität, der geschlechtlichen Ausrichtung und die Etablierung männlicher Integrität. Und unter dem Zwang der herrschenden Geschlechterverhältnisse muss sich diese erwünschte und idealisierte Männlichkeit grundsätzlich unter Abwertung dessen, was als weiblich gilt, als überlegen konstruieren. Wie oben bereits angedeutet geht mit dieser immer wieder krisenanfälligen männlichen Selbstsetzung grundsätzlich eine gewisse Anfälligkeit für projektive Feindbildungen und eine Affinität zu gewaltbereiten Krisenlösungsmechanismen einher. Dazu gehört auch eine sehr verbreitete frühe Pornographisierung des männlichen Blicks der heranwachsenden Jungen auf Frauen und die

weibliche Sexualität. Mit ihr werden gängige Wahrnehmungsmuster von Frauen mit ihrer Reduktion auf den Körper als bloßes Objekt der männlichen Begierde und Befriedigung eingeschliffen, allmählich eingeübt und in den männlichen Habitus eingelassen. Hier sehen wir nun deutlicher, wie eine rechte Politisierung gerade in dieser Phase der Adoleszenz an diese grundlegende Mischung aus Lust, Begehren, Angst, Abwehr und einer bis zum Hass reichenden Feindseligkeit gegenüber Frauen anknüpfen kann. Daher ist es auch gar nicht so sehr überraschend, dass auch im politischen Feld Neigungen zu fragwürdigen Lösungsversuchen der männlichen Adoleszenzkrise entstehen, solange diese, wie am Beispiel der AfD deutlich gemacht, verloren gegangene Größe, Allmacht und Überlegenheit, aber auch sexuell befriedigende Partnerschaften versprechen. Diese Versprechen üben in Gesellschaften mit männlicher Dominanz und Vorherrschaft eine große Faszination und Anziehungskraft für verunsicherte männliche Jugendliche aus, die ihren Weg in diesem Dschungel von Autonomiezwang und Abhängigkeitsangst zu finden versuchen.

Grundsätzlich gilt hier, und damit spannt sich der Bogen wieder zurück zur Ausgangsfrage nach dem Verhältnis von Normalität und Pathologie: Die Adoleszenz ist von ihren inneren Konfliktstrukturen besonders anfällig für Ideologien der Ungleichheit und Gewalt, weil die Neigung, in Krisenzeiten regressiv auf die oben genannten, nur unzu-

reichend überwundene frühe Abwehrmechanismen wie Abspaltung und Projektion zurückzugreifen hier besonders ausgeprägt ist. Die ehemals ‚normalen‘ Mechanismen im Umgang mit beunruhigenden inneren und äußeren Einflüssen werden dabei zur Bildung und zum Anschluss an Weltanschauungsbewegungen mit paranoiden Zügen verwendet. Denken Sie nur an die wohl abstruseste, aber weltweit verbreitete Verschwörungserzählung Q-Anon mit klarem antisemitischen Einschlag, nach der geheime Eliten in unterirdischen Verstecken Kinder ermorden, um aus ihrem Blut ein Verjüngungselixier zu gewinnen. Das ist Wahnsinn und daher bleibt es weiterhin rätselhaft, wie die Anhänger*innen ihre vermeintliche ‚Normalität‘ im Sinne von Gewöhnlichkeit und Durchschnittlichkeit trotz Anschluss an kollektive Wahnsysteme halbwegs aufrechterhalten können.

LITERATUR

Adorno, T. W. (2003). Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie. In R. Tiedemann (Hrsg.), *Gesammelte Schriften Band 8. Soziologische Schriften 1* (S. 42-85). Suhrkamp.

Arendt, H. (2011). *Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen*. Piper.

Goldhagen, D. J. (1996). *Hitlers willige Vollstrecker: ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust*. Siedler.

Infratest dimap (2024). Europawahl 2024. Wer wählte was? *Tagesschau.de*. <https://www.tagesschau.de/wahl/archiv/2024-06-09-EP-DE/umfrage-werwas.shtml>

Pohl, R. (2011). ‚Normal‘ oder ‚pathologisch‘? Eine Kritik an der Ausrichtung der neueren NS-Täterforschung. In R. Pohl & J. Perels (Hrsg.), *Normalität der NS-Täter?* (S. 9-46). Offizin.

Pohl, R. (2019). *Feindbild Frau. Männliche Sexualität, Gewalt und die Abwehr des Weiblichen*. Offizin.

Rendtorff, B., Riegraf, B., & Mahs, C. (Hrsg.) (2019). *Struktur und Dynamik – Un/Gleichzeitigkeiten im Geschlechterverhältnis*. Springer Fachmedien.

Schnetzler, S., Hampel, K. & Hurrelmann, K. (2024). *Trendstudie Jugend in Deutschland 2024. Verantwortung für die Zukunft? Ja, aber*. <https://simon-schnetzler.com/trendstudie-jugend-in-deutschland-2024/>

Stögner, K. (2014). *Antisemitismus und Sexismus. Historisch-gesellschaftliche Konstellationen*. Nomos.

Welzer, H. (2005). *Täter. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden*. Fischer.

Winter, S. (2013). *Geschlechter- und Sexualitätswürfe in der SS-Zeitung Das Schwarze Korps. Eine psychoanalytisch-sozialpsychologische Studie*. Psychosozial.

¹ Diese Frage bezog sich sowohl auf die Wahlprognosen zu der Zeit des Interviews im Mai 2024 wie auch die Trendstudie Jugend in Deutschland 2024 (Schnetzler et al., 2024). Letztere ergab eine Zustimmungsrate zur AfD von 22 Prozent unter 14- bis 29-jährigen, wurde allerdings methodisch aufgrund der Erhebung durch ein Online-Access-Panel kritisiert. Faktisch wählten bei der Europawahl 16 Prozent der 16- bis 24-jährigen Personen die AfD, womit in dieser Altersgruppe so viele Personen wie im bundesdeutschen Durchschnitt die AfD wählten, wobei allerdings eine überdurchschnittliche Wahl-Zunahme von 11 Prozent in dieser Personengruppe zu verzeichnen ist. Prävalent ist dahingegen der Gender Gap, mit einer AfD-Wahl von 12% unter Frauen gegenüber 19 Prozent unter Männern (infratest dimap, 2024). Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung ist keine Statistik zur Subgruppe junger Männer öffentlich einsehbar.

Das Interview wurde im Juni 2024 von **Marc Blüml** geführt und von **Annabell Lamberth** lektoriert.

Open Access © 2024 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

SCHWERPUNKT



Mental health in climate hell

Eine Kritische Diskursanalyse des deutschsprachigen psychologischen Diskurses über Klimaresilienz

von Esther Röcher

26

Der vorliegende Beitrag stellt die Ergebnisse einer Kritischen Diskursanalyse nach Siegfried und Margarete Jäger des deutschsprachigen psychologischen Diskurses über individuelle Klimaresilienz dar. Hierfür wurden elf psychologische Publikationen aus dem Zeitraum 2020 bis 2023 in Hinblick auf die Frage untersucht, inwieweit die Verantwortung für den Umgang mit den Belastungen der Klimakrise dem Individuum in diesem Diskurs zugeschrieben wird. Hintergrund dieser Untersuchung sind sozialwissenschaftlichen Kritiken an individuellen Resilienzansätzen, die betonen, dass durch den Fokus auf Resilienz die Verantwortung für die Bewältigung gesellschaftlicher Krisen auf Individuen verlagert wird. Die Ergebnisse dieser Kritischen Diskursanalyse zeigen hingegen, dass die Grenzen individueller Resilienzansätze im psychologischen Diskurs über Klimaresilienz mehrheitlich reflektiert werden und die Notwendigkeit politischer Lösungen für die Bewältigung der Klimakrise erkannt wird.

abstract

Schlagwörter

Klimaresilienz; Kritische Diskursanalyse; Klimaemotionen; Resilienzkritik; Klimawandel

Soziologiemagazin, Jg. 17 (2024), Heft 1 (erschienen: 02/2025)

Klimaresilienz als Antwort auf die psychischen Folgen des Klimawandels

Die psychologische Forschung der letzten Jahre hat darauf aufmerksam gemacht, dass die Klimakrise auch eine Mental-Health-Krise ist (Clayton et al., 2017). Zu den psychischen Folgen des Klimawandels gehören Phänomene wie *Klimakummer*, *Klimaangst*, *Klimadepression* oder *Solas-talgie* (Pihkala, 2023), angesichts derer zunehmend auch über Möglichkeiten des Umgangs mit den Belastungen des Klimawandels diskutiert wird. Ein aktuell beliebtes psychologisches Konzept ist hierbei Klimaresilienz, „die psychische Fähigkeit und Ressource, Belastungen durch die Klimakrise gesund kognitiv, emotional, zwischenmenschlich und handlungsorientiert zu verarbeiten und so als Anlass für Entwicklung zu nutzen“ (Dohm & Klar, 2020, S. 106). Im psychologischen Diskurs wird Klimaresilienz nicht nur eine Bedeutung für verausgabte Klimaaktivist*innen zugeschrieben (Dohm & Klar, 2020, S. 107), sondern auch die Verantwortung von Psychotherapeut*innen und verschiedenen Akteur*innen im Klimaschutz für den Aufbau von Klimaresilienz bei Individuen betont (Hunecke, 2022; Niessen et al., 2021; Pudlatz, 2023).

Während der Begriff der individuellen Klimaresilienz zumindest im deutschsprachigen Diskurs erst in den letzten drei

Jahren Verwendung findet (Pudlatz, 2023, S. 5), stellt der Fokus auf Resilienz keineswegs eine Neuheit im wissenschaftlichen Diskurs dar. Vielmehr ist die Beliebtheit der Klimaresilienz auf die allgemeine Hochkonjunktur zurückzuführen, die der Resilienz-begriff in den unterschiedlichsten wissenschaftlichen Feldern sowie im öffentlichen Diskurs seit einigen Jahren erfährt (Karidi et al., 2018; Wink, 2016). Die Inflation des Resilienz-begriffs hat in den Sozialwissenschaften zunehmend auch zu Kritik, vor allem an individuellen Resilienzansätzen, geführt, die in kritischen Untersuchungen von Resilienz nicht außer Acht gelassen werden sollte.

Zu den Hauptargumenten der Kritiker*innen gehört, dass Resilienz kein wertneutrales Konzept zur Gesundheits- und Entwicklungsförderung darstellt, sondern einem „neoliberalen Subjektivierungsmodus“ (Endreß, 2022, S. 1) unterliegt (Bröckling, 2012, 2013, 2017; Graefe, 2019; Graefe & Becker, 2021; Rungius et al., 2018; Slaby, 2016). Resilienz wird daher aus gesellschaftskritischer Perspektive auch als „passgenaues Konzept des flexiblen Krisenkapitalismus“ (Graefe, 2019, S. 151) oder als „diskursive Verarbeitung einer verunsichernden Moderne“ (Rungius et al., 2018, S. 33) gedeutet. Die Gefahr von Resilienzansätzen wird von den Kritiker*innen vor allem darin gesehen, dass die Verantwortung für den Umgang mit gesellschaftlichen Krisen auf

das Individuum verlagert wird und somit zu einer tiefgreifenden Entpolitisierung der Bewältigung gesellschaftlicher Krisen führt (Becker, 2021; Bröckling, 2013; Graefe, 2019; Hurtienne & Koch, 2018; Rungius et al., 2018; Slaby, 2016).

Diese Kritik verdeutlicht nicht zuletzt, dass (Klima-)Resilienz auch für kritische sozialwissenschaftliche Analysen interessant ist. Dieser Artikel möchte daher an die bisherige sozialwissenschaftliche Kritik des Resilienzansatzes anschließen und untersuchen, ob und inwiefern die Kritikpunkte in Bezug auf den psychologischen Klimaresilienzdiskurs Bestand haben. Ferner lautet die Forschungsfrage: Inwieweit wird die Verantwortung für den Umgang mit den Belastungen der Klimakrise dem Individuum im psychologischen Klimaresilienzdiskurs zugeschrieben? Die Untersuchung der Forschungsfrage erfolgt durch eine Kritische Diskursanalyse nach Margarete und Siegfried Jäger (2007) und beschränkt sich auf den psychologischen Diskurs über individuelle Klimaresilienz im deutschsprachigen Raum. Mit psychologischem Diskurs ist in dieser Arbeit der wissenschaftliche psychologische Diskurs gemeint, welcher unter anderem in Fachzeitschriften, aber auch in wissenschaftlich fundierter Praxisliteratur geführt wird.

Zu Beginn dieser Untersuchung wird der Begriff der Klimaresilienz erläutert und in den Resilienzdiskurs eingeordnet.

Hierauf folgt ein kurzer Überblick über die bisherige sozialwissenschaftliche Kritik an vorrangig individuellen Resilienzverständnissen. Im Anschluss wird die Wahl der Methode begründet sowie das methodische Vorgehen der Kritischen Diskursanalyse nach Jäger und Jäger (2007) dargelegt. Hieran anschließend werden die Ergebnisse der Struktur- und Feinanalyse dargestellt. Zuletzt werden die Ergebnisse der Kritischen Diskursanalyse zusammengeführt und diskutiert.

Zur Begriffsgeschichte der Klimaresilienz

Der Begriff der individuellen Klimaresilienz kann als eine spezielle Form eines individuellen psychologischen Resilienzbegriffes verstanden und in deren Begriffsgeschichte eingeordnet werden. Resilienz bezeichnet laut dem Dorsch Lexikon für Psychologie die „Widerstandsfähigkeit eines Individuums, sich trotz ungünstiger Lebensumstände und kritischer Lebensereignisse erfolgreich zu entwickeln“ (Warner, 2020, S. 1517). Der Ursprung dieses individuellen Verständnisses von Resilienz liegt in der bekannten Langzeitstudie der Psychologinnen Emily Werner und Ruth S. Smith (1989) über die Resilienzkraft vulnerabler Kinder auf einer hawaiianischen Insel, welche ausschlaggebend für das steigende Interesse an Resilienz war. Die Forscherinnen fanden

hierbei heraus, dass sich etwa 30% der sozial und emotional schwer belasteten Kinder auffallend positiv entwickelten. Sie führten dies auf ihre Resilienz zurück, die hier als ein „Vorhandensein bestimmter, die Entwicklungsrisiken abschwächenden ‚Schutzfaktoren‘“ (Graefe, 2019, S. 20) gedeutet wurde. Zu diesen Schutzfaktoren gehören laut Werner und Smith unter anderem Intelligenz, positive familiäre und nicht familiäre Beziehungen sowie ein ausgeglichenes Temperament (Werner, 2006, S. 36). In diesem ursprünglichen Sinne bezeichnete Resilienz also eine relativ statische Eigenschaft, die auf unterschiedliche Ressourcen einer Person zurückgeht. In der heutigen psychologischen Resilienzforschung konkurriert dieses statische Verständnis von Resilienz mit einem prozessualen Resilienzverständnis sowie mit einem Verständnis von Resilienz als Outcome (Arnold et al., 2023). Individuelle Auffassungen von Resilienz finden nicht nur in der psychologischen Forschung Beachtung, sondern auch in der Pädagogik (beispielsweise bei Opp et al., 2020; Zander, 2011) und im Kontext von Gesundheitsförderung in Unternehmen (beispielsweise bei Moser & Häring, 2023; Schellinger et al., 2022).

Im Zuge der Erforschung der psychischen Folgen des Klimawandels wurde der individuelle Resilienzverständnis auf den psychologischen Diskurs über Klimawandel übertragen. So werden unter anderem in

dem 2017 von der American Psychological Association herausgegebenen Bericht *Mental health and our changing climate: impacts, implications, and guidance* Empfehlungen für einen resilienten individuellen und kollektiven Umgang mit der Klimakrise gegeben (Clayton et al., 2017, S. 40). Auch Manu Pihkala, einer der derzeit bekanntesten Klimaemotionsforscher, betont in seinen Publikationen die Bedeutung von Resilienz für den Umgang mit Klimaemotionalen (Pihkala, 2020, S. 13; 2023, S. 117).

Während in den meisten englischsprachigen Publikationen zu Resilienz im Kontext des Klimawandels nicht explizit der Begriff *climate resilience* verwendet wird (Clayton et al., 2017; Clayton & Manning, 2018; Davenport, 2017), fällt auf, dass sich im deutschsprachigen psychologischen Diskurs der Begriff Klimaresilienz durchgesetzt hat (Bauriedl-Schmidt & Fellner, 2023; Dohm & Klar, 2020; Hunecke, 2022; Niessen et al., 2021; Peter et al., 2021; Peter & Niessen, 2023; Pudlatz, 2023). Klimaresilienz wird hier als Fähigkeit und Ressource zugleich dargestellt, die durch bestimmte Strategien gefördert werden kann (Dohm & Klar, 2020, S. 106; Hunecke, 2022, S. 38; Peter et al., 2021, S. 176; Pudlatz, 2023, S. 5). Bei einigen Autor*innen wird Klimaresilienz sowohl als eine adaptive als auch als eine transformative Leistung definiert (Niessen et al. 2021, S. 37; Peter et al., 2021, S. 177; Peter & Niessen, 2023, S. 241;

Pudlatz, 2023, S. 5). In diesem Sinne zielt Klimaresilienz sowohl auf eine bessere Regulation von auf den Klimawandel bezogenen Emotionen als auch auf die politische Handlungsfähigkeit von Individuen ab. Die niederländischen Psycholog*innen Valentina Lozano Nasi, Lise Jans und Linda Steg (2023) beschreiben diese Art von Resilienz auch als „transilience“, um den Fokus auf den politischen Transformationsgedanken stärker hervorzuheben.

Wie eingangs erwähnt, mehrt sich in den Sozialwissenschaften seit einigen Jahren die Kritik an diesen vorrangig individuellen Resilienzansätzen. Obgleich sich diese Kritiken im Einzelnen voneinander unterscheiden, lassen sich mindestens zwei zentrale Gemeinsamkeiten zwischen ihnen feststellen, die im Folgenden skizziert werden.

Sozialwissenschaftliche Resilienz-kritik

Die erste Gemeinsamkeit der Kritiken besteht in der Einordnung von individuellen Resilienzansätzen als Produkt soziökonomischer Faktoren. So setzen Charlotte Rungius, Elke Schneider und Christoph Weller (2018, S. 33) den Resilienz-begriff „in Verbindung zu dem dominanten Selbstbeschreibungsmodus der Reflexiven Moderne – der Krise –, die sich in einer auf Dauer gestellten Un-

sicherheitswahrnehmung niederschlägt“. Die Popularität von Resilienzansätzen sei entsprechend dadurch begründet, dass diese eine Akzeptanz der „Allgegenwart von Unsicherheiten“ (Rungius et al., 2018, S. 39) und neue, individuelle Wege des Umgangs mit diesen vorgeben würden. Der Fokus auf Resilienzansätze führe somit zu einer Verantwortungsverlagerung von der Gesellschaft auf die*den Einzelne*n (Rungius et al., 2018, S. 33). Stefanie Graefe (2019) begreift das Resilienzideal wiederum als „konzeptionelle Antwort auf das für den Finanzkapitalismus charakteristische ‚Credo [der] Flexibilität, Geschwindigkeit und Aktivierung‘ (Dörre, 2009, S. 64)“. Sie führt dies darauf zurück, dass Resilienzansätze ein Subjekt postulieren, welches „aus jeder denkbaren Situation des Lebens Sinn generieren“ (Graefe, 2019, S. 151) kann, hierbei jedoch niemals Leistungs- oder Produktivitätsimperative infrage stellt. Auch für Ulrich Bröckling (2013, S. 62) wird in Resilienzansätzen, die dazu aufrufen, die eigene Anpassungs- und Widerstandsfähigkeit zu steigern, „die neoliberale Grundierung des Konzepts sichtbar“. Er sieht daher eine enge Nähe zwischen dem resilienten Subjekt und dem *unternehmerischen Selbst* (Bröckling, 2013, S. 63). Die Ähnlichkeit beider Subjektivierungsfiguren besteht nach Bröckling darin, dass sie die Risiken ihres Lebens fortwährend kalkulieren und sich an Veränderungen ihrer Umwelt anpassen müssen (Bröckling, 2013, S. 63). Diese Kritiker*innen teilen

”

Klimaresilienz wird hier eine „moralische Individualisierung des Klimawandels“ unterstellt, die zu einer Ignoranz der Ursachen des Klimawandels und der politischen Verantwortung für diesen führe (Weihgold, 2021, S. 157).

also die Auffassung, dass durch die Betonung individueller Resilienz ein starker Anpassungsdruck für Individuen entsteht und hierdurch die Bedeutung der gesellschaftlichen Verhältnisse für den Handlungsspielraum von Individuen aus dem Blickfeld gerät.

Die zweite zentrale Gemeinsamkeit der sozialwissenschaftlichen Resilienzkritiken ist die These, dass individuelle Resilienzansätze zu einer Entpolitisierung der Bewältigung gesellschaftlicher Krisen führen. Rungius et al. (2018, S. 33) betrachten den starken Fokus auf Resilienz in diesem Sinne als „Entpolitisierung der gesellschaftlichen Zukunftsgestaltung und -bewältigung“, durch die eine kritische Auseinandersetzung mit der „Begründungsbedürftigkeit bestehender gesellschaftlicher Institutionen und Systeme“ verhindert werde. Gesellschaftlicher Wandel sei mit dem Fokus auf (individuelle) Resilienz daher unmöglich (Rungius et al., 2018, S. 33). Auch für Jan Slaby (2016, S. 290) offenbart sich die von Resilienzansätzen betonte

Widerstandsfähigkeit als „nicht mehr als eine reaktive Zähigkeit, Virtuosität und Dehnbarkeit des Anpassungsvermögens – weit entfernt von Widerstand im politischen Sinne“. Dort, wo Resilienzansätze Anwendung finden, werde die Möglichkeit, an Ungleichheit herstellenden Verhältnissen etwas zu ändern, undenkbar (Slaby, 2016, S. 290). Sowohl Jörn Hurtienne und Katharina Koch (2018) als auch Karina Becker (2021) und Stefanie Graefe (2019) kritisieren die Tendenz zur Entpolitisierung durch Resilienzansätze konkret am Beispiel von Resilienzprogrammen im Arbeits- und Gesundheitsschutz und sehen ihre Gefahr in der Vermeidung von kritischen Auseinandersetzungen mit problematischen Arbeitsbedingungen. Obwohl der wissenschaftliche Diskurs über Klimaresilienz im deutschsprachigen Raum erst in den letzten drei Jahren begonnen hat (Dohm & Klar, 2020), wurde bereits auch Kritik an diesem spezifischen Resilienzbegriff formuliert, die analog zu der zuvor skizzierten sozialwissenschaftlichen Kritik an individuellen Resilienzansätzen betrachtet

werden kann. Klimaresilienz wird hier eine „moralische Individualisierung des Klimawandels“ (Weihgold, 2021, S. 157) unterstellt, die zu einer Ignoranz der Ursachen des Klimawandels und der politischen Verantwortung für diesen führe (Kalwak & Weihgold, 2023; Weihgold, 2021).

Die Resilienzkritiker*innen sind sich also letztlich darin einig, dass individuelle Resilienzansätze zu einer Anpassung von Individuen an bestehende gesellschaftliche Verhältnisse appellieren und politischer Widerstand somit unterlaufen wird. Nicht außer Acht gelassen werden sollte, dass auch die bisherige sozialwissenschaftliche Resilienzkritik nicht unkritisiert geblieben ist. Martin Endreß (2022, S.1) weist darauf hin, dass die bisherigen sozialwissenschaftlichen Resilienzkritiken ihre Kritik häufig nur auf „salutogenetisch zugespitzte[n]“ Resilienzverständnisse beziehen und somit Gefahr laufen, den Resilienzdiskurs verkürzt darzustellen. Die sozialwissenschaftliche Resilienzkritik sei daher „sowohl in ihrer Angemessenheit wie insbes. auch in ihren Grenzen“ (Endreß, 2022, S. 1) zu sehen. Anknüpfend an Endreß (2022) soll in diesem Artikel geprüft werden, inwieweit die bisherige sozialwissenschaftliche Resilienzkritik auf den psychologischen Diskurs über Klimaresilienz im deutschsprachigen Raum übertragbar ist. Konkret soll untersucht werden, inwieweit in diesem Diskurs die Verantwortung für den Umgang mit den

Belastungen der Klimakrise dem Individuum zugeschrieben wird. Die Analyse findet mithilfe der Kritischen Diskursanalyse nach Margarete und Siegfried Jäger (2007) statt, deren Grundlagen und Vorgehen im Folgenden erläutert werden.

Kritische Diskursanalyse

Mit dem Ziel dieser Analyse, den psychologischen Diskurs über Klimaresilienz vor dem Hintergrund der sozialwissenschaftlichen Resilienzkritik zu untersuchen, wurde die Kritische Diskursanalyse (im Folgenden mit KDA abgekürzt) nach Margarete und Siegfried Jäger (2007) als Methode gewählt. Die schließt an die Diskurstheorie Michel Foucaults an und versteht sich als „angewandte Diskurstheorie“ (Jäger, 2015, S. 8). Was Jäger und Jäger (2007) unter einem Diskurs verstehen, verdeutlichen sie bildlich:

Der Diskurs als ganzer ist infolge der Rekursivität seiner Wesenselemente eine regulierende Instanz; er formiert Bewusstsein. Er tut dies, [...], als rhyzomartig verzweigter mäandernder „Fluss von ‚Wissen‘ bzw. sozialen Wissensvorräten durch die Zeit“, der durchaus auch einmal rückwärts fließen, Seen hinterlassen oder durchqueren kann, zeitweilig oder auch restlos versiegen kann, und er schafft die Vorgaben für die Subjektbildung und die Strukturierung

und Gestaltung von Gesellschaften, die sich entsprechend als außerordentlich vielgestaltig erweisen. (S. 23)

Diskurse werden in der KDA demzufolge nicht etwa als ein Spiegel gesellschaftlicher Wirklichkeit gedeutet (Jäger, 2015, S. 33), sondern ihnen wird ein aktiver realitätsformender Charakter zugeschrieben (Jäger & Jäger, 2007, S. 23). Ferner gehen Jäger und Jäger (2007, S. 32) davon aus, dass Diskurse sich auf „das individuelle und kollektive Handeln“ auswirken, weshalb eine Diskursanalyse ihnen nach zugleich immer auch eine Wirkungsanalyse sei.

Die KDA fokussiert sich auf einzelne Texte und Textteile zu einem bestimmten Thema, sogenannte *Diskursfragmente*, und versucht anhand von diesen *Diskursstränge*, also thematisch einheitliche Diskursverläufe, herauszuarbeiten (Jäger & Jäger, 2007, S. 25). Über die Analyse der Diskursstränge können *Aussagen* ermittelt werden, worunter Jäger und Jäger einen „inhaltlichen gemeinsame[n] Nenner“ (Jäger & Jäger, 2007, S. 27) der einzelnen Diskursfragmente verstehen.

Die KDA verfolgt insofern den Anspruch einer Kritik, dass sie Diskurse „wohlbegründet“ (Jäger, 2015, S. 151) bewerten und kritisieren will und somit über eine reine Beschreibung von Diskursen hinausweisen will. Diesem Anspruch liegt der Gedanke zugrunde, dass Diskurse nicht objektiv beschrieben werden

können, sondern immer zugleich schon an politische Haltungen gekoppelt sind (Jäger, 2015, S. 10). Die KDA beansprucht deshalb auch nicht, im Besitz objektiver Wahrheit zu sein und legt ihren herrschaftskritischen Grundgedanken transparent dar (Jäger, 2021, S. 20).

Die KDA teilt sich in eine Struktur- und Feinanalyse auf, deren Ergebnisse anschließend zusammengeführt werden (Jäger, 2015, S. 90). Während bei der Strukturanalyse die für die Fragestellung relevanten Merkmale in tabellarischer Form festgehalten und zusammengefasst werden, werden bei der Feinanalyse ein oder mehrere für den untersuchten Diskurs typische Artikel in Bezug auf die Forschungsfrage detailliert untersucht (Jäger & Jäger, 2007, S. 299).

In Hinblick auf die Fragestellung dieses Artikels erscheint die KDA als besonders geeignet, da mit dieser nach der Wirkung des psychologischen Klimaresilienzdiskurses auf Subjekte gefragt wird. Darüber hinaus beinhaltet die Frage danach, wem die Verantwortung für den Umgang mit den emotionalen Folgen des Klimawandels zugeschrieben, bereits eine politische und kritische Haltung, die in Anschluss an die sozialwissenschaftliche Kritik des Resilienzideals darin besteht, dass Resilienzansätze einer Kritik zu unterziehen sind, sofern sie die Verantwortung für die Bewältigung gesellschaftlicher Krisen auf Individuen verlagern.

Auch in Bezug auf den Untersuchungsgegenstand eignet sich die KDA, denn ihr Fokus liegt traditionell auf „brisanten gesellschaftlichen Themen“ (Jäger, 2008, S. 6) wie Rassismus, Einwanderung, Rechtsextremismus, Krieg oder Frieden (Jäger & Jäger, 2007, S. 8). Klimaresilienz kann in einem doppelten Sinne als brisantes Thema gedeutet werden, denn sowohl der Umgang mit dem Klimawandel als auch Resilienzansätze werden in der Wissenschaft kontrovers diskutiert.

34

Für die Durchführung der KDA ist es notwendig, eine Einschränkung des Diskurses vorzunehmen (Jäger, 2015, S. 93). Dies ist in Bezug auf die dem Artikel zugrunde liegende Forschungsfrage in zweierlei Hinsicht geschehen. Zum einen fokussiert sich die Untersuchung auf den psychologischen Diskurs über individuelle Klimaresilienz. Andere Klimaresilienz-begriffe, die sich etwa auf soziale oder ökologische Systeme beziehen und im Kontext des Städtebaus (beispielsweise bei Grothmann et al., 2021) oder in Bezug auf Gesundheitssysteme (beispielsweise bei Horváth et al., 2023) Verwendung finden, werden in diesem Artikel aufgrund ihrer unterschiedlichen Bedeutungen außer Acht gelassen. Zum anderen konzentriert sich die Untersuchung auf den deutschsprachigen psychologischen Diskurs über individuelle Klimaresilienz. Grund hierfür ist einerseits die erschwerte öffentliche Zugänglichkeit der für den Diskurs relevanten

englischsprachigen Publikationen und andererseits die Annahme, dass durch diese Beschränkung bestimmte Muster des Diskurses über Klimaresilienz besser erkennbar werden.

Die Literatursuche erfolgte im Dezember 2023 über PSYNDEX, die Datenbank für psychologische Fachliteratur aus dem deutschsprachigen Raum des Leibniz-Instituts für Psychologie (ZPID). PSYNDEX berücksichtigt Zeitschriftenartikel, Monografien, Sammelwerke und Institutsberichte, die eine Bedeutung für die Psychologie aufweisen und von Personen aus Anwendungsbereichen der Psychologie sowie disziplinär angrenzenden Forschungsbereichen verfasst wurden (Leibniz Institut für Psychologie, 2022). Gesucht wurde mit den Keywords *Klimaresilienz*, *Kimawandel*, *Resilienz*, *emotionale Resilienz*, *transilience*, *psychische Gesundheit*, *Klimakummer*, *Klimaangst*, *Klimadepression*, *Solastalgie* sowie mit deren englischen Pendanten.¹ Ausgewählt wurden Publikationen, in deren Titel und/oder Abstract ein klarer Bezug zu individueller Klimaresilienz bzw. individueller Resilienz im Kontext des Klimawandels erkennbar ist. Vor der Literatursuche wurde kein spezifischer Erscheinungszeitraum festgelegt, da es sich bei dem psychologischen Klimaresilienzdiskurs, wie durch eine erste grobe Literaturrecherche über Google Scholar festgestellt werden konnte, um einen sehr jungen Diskurs mit begrenztem Umfang

Tabelle 1 (Auswertungskategorien der Strukturanalyse)

Auswertungskategorie	Erhobene Merkmale/Fragen
Textsorte	Monografie, Zeitschriftenartikel, Sammelbandeintrag etc.
Adressat*innen des Textes	Zielgruppe des Textes, z. B. Wissenschaftler*innen, Klimaaktivist*innen, Psycholog*innen, Akteur*innen im Klimaschutz
Politisches Selbstverständnis	Politische Überzeugungen und Engagement in Bezug auf den Klimawandel
Eingenommene Diskursposition	Eingenommene Haltung zu Klimaresilienz (kritisch/befürwortend)
Quelle des Wissens	Wissenschaftliche Forschung, Medien, eigene Erfahrung als Psycholog*in/Aktivist*in
Definition von Klimaresilienz	Wird Klimaresilienz/Resilienz eindeutig definiert?
Potentiale individueller Klimaresilienz	Werden Potentiale individueller Klimaresilienz genannt? Worin wird das Potential individueller Klimaresilienz gesehen?
Grenzen individueller Klimaresilienz	Werden Grenzen individueller Klimaresilienz genannt? Welche Grenzen individueller Klimaresilienz werden genannt? Wird auf die sozialwissenschaftliche Resilienzkritik Bezug genommen?

handelt. Die systematische Literaturrecherche ergab eine relativ kleine Stichprobe von insgesamt elf Publikationen, wobei die erste Publikation im Jahr 2020 und die letzte im Jahr 2023 erschienen ist.

Für die Strukturanalyse dieser Arbeit wurde sich an der exemplarischen Legende von Jäger orientiert (Jäger, 2015, S. 96), wobei diese auf die für die Forschungsfrage relevanten Aspekte reduziert wurde und um für die Forschungsfrage relevante Merkmale ergänzt wurde. (Tabelle 1). Dieses Vorgehen ist nicht als eine

methodische Abweichung zu verstehen, sondern durchaus von Jäger vorgesehen. So betont Jäger, dass nicht alle Aspekte seiner Liste für jedes Diskursfragment sinnvoll sind und seine Liste ebenso unvollständig sein kann (Jäger, 2015, S. 96). Vielmehr sei die endgültig verwendete Liste vom jeweiligen Gegenstand und der jeweiligen Fragestellung abhängig (Jäger, 2015, S. 96).

Eine Übersicht der Ergebnisse der Strukturanalyse mit den genauen Literaturangaben befindet sich im Anhang (Tabelle 2). Für die Feinanalyse wurde der für den

Diskurs als typisch bewertete Artikel *Resilienz als Konzept für die Klimakrise. Ein Wegweiser zu einem ganzheitlichen Resilienzverständnis* von Felix Peter und Pia Niessen aus dem Jahr 2023 ausgewählt und in Hinblick auf die Frage, welche Verantwortung die Autor*innen dem Individuum für den Umgang mit den Belastungen der Klimakrise zuschreiben, untersucht. Als typisch bewertet wurde dieser Artikel, da deren Verfasser*innen zu den Hauptvertreter*innen des Klimaresilienzdiskurses gehören und er in Hinblick auf die eingenommene Diskursposition und die Nennung der Grenzen individueller Klimaresilienz den Positionen des Großteils der untersuchten Publikationen entspricht.

36

Klimaresilienz im deutschsprachigen psychologischen Diskurs

Im Folgenden werden die Ergebnisse der Kritischen Diskursanalyse dargestellt. Hierfür werden die Ergebnisse der Struktur- und Feinanalyse zunächst einzeln beschrieben und anschließend in einer Gesamtanalyse zusammengeführt.

Strukturanalyse

In Bezug auf die Grundmerkmale der ausgewählten Diskursfragmente fällt zunächst auf, dass es sich bei dem psychologischen Diskurs über Klimaresilienz

im deutschsprachigen Raum um einen relativ kleinen und neuen Diskurs handelt, der von einigen wenigen Wissenschaftler*innen geführt wird. Bei der Literaturrecherche konnten lediglich drei Journalartikel (Dohm & Klar, 2020; Kalwak & Weihgold, 2022; Niessen et al., 2021), zwei Monografien (Hunecke, 2022; Pudlatz, 2023) sowie sechs Sammelbandeinträge (Bauriedl-Schmidt & Fellner, 2023; Kowanda-Yassin, 2021; Peter et al., 2021; Peter & Niessen, 2023; Weihgold, 2021; Young et al., 2021) gefunden werden, die sich mit dem Thema der individuellen Klimaresilienz auseinandersetzen. Der Begriff der Klimaresilienz wird in sieben Publikationen explizit verwendet und Publikationen eindeutig definiert, wohingegen in vier Publikationen der allgemeinere Begriff der Resilienz benutzt und auf die psychischen Folgen des Klimawandels bezogen wird. Letzterer wird nur in zwei Fällen eindeutig definiert. Dass es sich bei dem Diskurs über Klimaresilienz um einen kleinen Diskurs handelt, zeigt sich auch daran, dass mehrere Publikationen von denselben Autor*innen verfasst wurden und allein vier der zehn ausgewählten Publikationen in demselben Sammelband erschienen sind (Rieken et al., 2021).

In der Analyse der ausgewählten Diskursfragmente zeigt sich außerdem, dass der deutschsprachige Diskurs über individuelle Klimaresilienz an einer Schnittstelle zwischen psychologischer Wissenschaft

und Klimaaktivismus stattfindet. Dies lässt sich sowohl an den Adressat*innen der ausgewählten Publikationen als auch an dem politische Selbstverständnis sowie an den Quellen des Wissens der Autor*innen erkennen. Aufgrund der Tatsache, dass alle Publikationen in wissenschaftlichen Magazinen oder Verlagen erschienen sind, ist zunächst davon auszugehen, dass sich alle Texte an eine wissenschaftliche Leser*innenschaft adressieren. Darüber hinaus richten sich vier Texte explizit an in der Praxis tätige Psycholog*innen und Psychotherapeut*innen und drei weitere Texte an verschiedene Akteur*innen im Klimaschutz. Bezüglich der eingenommenen Diskursposition bzw. des politischen Selbstverständnisses in Bezug auf den Klimawandel der Autor*innen fällt auf, dass in fünf Publikationen ein klimaaktivistisches Engagement der Verfasser*innen bei der Organisation *Psychologists for Future* erkenntlich wird. In acht Publikationen manifestiert sich zudem die politische Überzeugung, dass es verschiedene Klimaschutzmaßnahmen auf individueller und politischer Ebene braucht. Zudem wird in drei Publikationen die eigene Identität des*der Autor*in als Psycholog*in/ Psychotherapeut*in betont und hiervon ausgehend die Verantwortung und der Handlungsspielraum der Psychologie angesichts der Klimakrise hervorgehoben. Die Quelle des Wissens ist in allen Publikationen primär wissenschaftliche Forschung aus dem Bereich der Psycho-

logie, in vier Fällen auch aus dem Bereich der Neurologie, Philosophie, Psychoanalyse und Theologie. In vier Publikationen werden eigene Erfahrungen aus dem Klimaaktivismus und hieraus abgeleitete eigene Resilienzmodelle oder -strategien als Wissensquelle benutzt.

In den Aussagen zu dem Potential individueller Klimaresilienz fällt auf, dass Klimaresilienz mehrheitlich sowohl ein individueller als auch politischer Nutzen zugeschrieben wird. So wird das Potential individueller Klimaresilienz am häufigsten mit sechs Nennungen in der emotionalen Verarbeitung der durch den Klimawandel bedingten Belastungen und am zweithäufigsten mit fünf Nennungen in der Herstellung politischer Handlungsfähigkeit gesehen. In zwei Publikationen wird zudem darauf verwiesen, dass Klimaresilienz zu einer kurzfristigen Behandlung akuter auf den Klimawandel bezogener psychischer Symptome beitragen kann. In zwei Artikeln werden keine konkreten Potentiale individueller Klimaresilienz genannt.

Anhand der Aussagen zu den Grenzen individueller Klimaresilienz wird deutlich, dass diese mehrheitlich reflektiert werden. Grenzen individueller Resilienzansätze werden in insgesamt acht Publikationen aufgezeigt, obgleich nur in zwei Publikationen eine vorrangig kritische Haltung gegenüber individuellen Resilienzansätzen eingenommen wird. In etwa der Hälfte der

Publikationen wird hierbei auf die Gefahr der Individualisierung gesellschaftlicher Probleme und auf die Notwendigkeit politischer und kollektiver Lösungen in Bezug auf den Klimawandel verwiesen. In drei Fällen bezieht sich die in diesem Zuge formulierte Kritik auf sozialwissenschaftliche Resilienzkritiken. Außerdem wird in fünf der Publikationen argumentiert, dass der Aufbau kollektiver Resilienz ebenso notwendig wie individuelle Resilienz ist. In einer Publikation wird zudem die langwierige Aufbauzeit von Klimaresilienz als deren Grenze benannt. In Bezug auf die Forschungsfrage kann ausgehend von den Ergebnissen der Strukturanalyse geschlossen werden, dass im deutschsprachigen psychologischen Diskurs über Klimaresilienz größtenteils ein Bewusstsein über Grenzen individueller Resilienzansätze und die Notwendigkeit politischer Lösungen besteht. Die Verantwortung für den Umgang mit den Belastungen der Klimakrise wird in den meisten Publikationen daher nicht allein dem Individuum zugeschrieben. Gleichzeitig betonen jedoch

etwa der Hälfte der Publikationen die Bedeutung individueller Klimaresilienz für politische Transformationen, was auf einen Widerspruch im Diskurs hindeuten könnte. Dieser könnte darin bestehen, dass einige Autor*innen einerseits versuchen, über ein rein individuell-adaptives Resilienzverständnis hinauszudeuten, andererseits jedoch mit dem Ziel einer politischen Veränderung, die nur von einigermaßen klimaresilienten Subjekten angestoßen werden kann, an diesem festhalten.

Die Ergebnisse der Strukturanalyse werden im Folgenden durch die Feinanalyse von einem für den psychologischen Diskurs über Klimaresilienz typischen Beitrag vertieft.

Feinanalyse eines für den Diskurs typischen Beitrags

Für die Feinanalyse wurde der Sammelbandeintrag *Resilienz als Konzept für die Klimakrise. Ein Wegweiser zu einem ganzheitlichen Resilienzverständnis* von

” [Im] deutschsprachigen psychologischen Diskurs über Klimaresilienz [besteht] größtenteils ein Bewusstsein über Grenzen individueller Resilienzansätze und die Notwendigkeit politischer Lösungen.

Felix Peter und Pia Niessen aus dem Jahr 2023 ausgewählt, welcher in dem Sammelband *Climate Emotions. Klimakrise und psychische Gesundheit* (Van Bronswijk & Hausmann, 2023) im Psychosozial Verlag erschienen ist. Ausgehend von den Ergebnissen der Strukturanalyse wurde dieser Beitrag als typisch für den psychologischen Diskurs über Klimaresilienz bewertet, da beide Autor*innen mehrere der in dieser Arbeit untersuchten Publikationen verfasst haben (Niessen et al., 2021; Peter et al., 2021) und somit zu den Hauptvertreter*innen des Diskurses gehören. Der ausgewählte Beitrag ist auch insofern typisch für den Diskurs, da diesem – wie dem Großteil der untersuchten Publikationen – eine vordergründig befürwortende Haltung zur Klimaresilienz zugrunde liegt und er Grenzen individueller Klimaresilienz benennt.

Der Beitrag zielt darauf ab, den „Nutzen des Konzeptes der Resilienz für die Klimakrise“ darzustellen und „Anwendungsmöglichkeiten für die individuelle und kollektive Ebene“ (Peter & Niessen, 2023, S. 229) abzuleiten. Hierfür beschreiben sie zunächst unterschiedliche Verständnisse und Verwendungsweisen des Resilienzkonzepts und diskutieren dessen Grenzen und Möglichkeiten (Peter & Niessen, 2023, S. 229-237). Im Anschluss übertragen die Autor*innen das Resilienzkonzept auf den Kontext des Klimawandels und präsentieren ihr eigenes „Vier-Felder-Schema zur

Entwicklung von Klimaresilienz“ (Peter & Niessen, 2023, S. 241). Im abschließenden Teil des Beitrags werden Anwendungsmöglichkeiten für „die individuelle Ebene“ (Peter & Niessen, 2023, S. 243) sowie für „Entscheidungsträger*innen“ (S. 246) dargestellt.

Die Autor*innen verfolgen ihren eigenen Aussagen nach einen „ganzheitlich-systemischen“ (Peter & Niessen, 2023, S. 236) Resilienzansatz. Hierüber wollen sie eine klare Abgrenzung schaffen zu „Konzepten der individuellen Selbstoptimierung oder zu Trainings mit dem Ziel des Aufbaus von Robustheit oder der Steigerung individueller Leistungen“ (Peter & Niessen, 2023, S. 236). Das Klimaresilienzverständnis der Autor*innen weist dementsprechend bewusst über einen „individuell-adaptiven“ (Peter & Niessen, 2023, S. 230) Umgang mit der Klimakrise hinaus und versucht eine Brücke zwischen individuellen Handlungsoptionen und systemischen Veränderungen zu schlagen. Dieser Anspruch schlägt sich in dem von den Verfasser*innen entworfenen „Vier-Felder-Schema zur Entwicklung von Klimaresilienz“ (Peter & Niessen, 2023, S. 241) nieder. In diesem Resilienzschema wird zum einen zwischen einer individuellen und einer kollektiven Ebene und zum anderen zwischen den Zielstellungen Adaption und Transformation unterschieden. Auf der individuellen Ebene meint Klimaresilienz als adaptive Leistung die „individuelle Kapazität, die

Konsequenzen der Klimakrise bewältigen zu können“ (Peter & Niessen, 2023, S. 241-242), die die Grundlage für Resilienz im Sinne einer transformativen Leistung bildet. Letztere bezeichnet „die individuelle Kapazität, an transformationalen Prozessen teilzuhaben (sowohl initiiierend als auch begleitend) sowie diese Prozesse und ihre Konsequenzen bewältigen zu können“ (Peter & Niessen, 2023, S. 242.). Hiermit möchten die Autor*innen nach eigener Aussage die Rolle des Individuums als „politisches Subjekt“ (Peter & Niessen, 2023, S. 242) stärker betonen.

40

Die Herstellung politischer Handlungsfähigkeit spielt im Klimaresilienzansatz von Peter und Niessen insgesamt eine zentrale Rolle, denn das Potential von Klimaresilienz besteht für diese vor allem darin, dass sie Menschen helfen soll, „wirksam handlungsfähig zu bleiben oder zu werden und so die Krise mit einzudämmen und zur Lösung beizutragen“ (Peter & Niessen, 2023, S. 238). Die Verantwortung für den Umgang mit den Belastungen der Klimakrise wird in dem Klimaresilienzansatz von Peter und Niessen dem Individuum also vor allem insoweit zugeschrieben, dass sie an die Verantwortung von Individuen appellieren, ihre eigene politische Handlungsfähigkeit aufrecht zu erhalten, um zu gesellschaftlicher Transformation beitragen zu können. Die Grundlage hierfür bleibt jedoch die individuelle Adaption an die Klimakrise (Peter & Niessen, 2023,

S. 235). Die Autor*innen geraten hier also gewissermaßen in einen Widerspruch zu dem eigenen Anspruch, sich von einem individuell-adaptiven Resilienzverständnis abzugrenzen. Das Klimaresilienzverständnis der Autor*innen könnte den Druck auf Individuen sogar noch erhöhen, da diese demnach nicht nur für eine bessere Regulation ihrer klimabezogenen Emotionen sorgen, sondern zusätzlich noch politisch aktiv werden sollen.

Obleich das Resilienzschema von Peter und Niessen diese Interpretation zulässt, betonen die Autor*innen jedoch auch, dass es Krisen gibt, die nicht auf einer individuellen Ebene bewältigt werden können: „Übersteigt eine größere Krise auf der Ebene einer Gesellschaft beispielsweise die individuellen Kapazitäten, so ist ein Fokus auf Kapazitäten der höheren Ebenen (z. B. Familie, Freundeskreis, Institutionen, Gesundheitssystem etc.) notwendig.“ (Peter & Niessen, 2023, S. 235). Darüber hinaus heben Peter und Niessen mit der kollektiven Ebene von Klimaresilienz und ihren Empfehlungen für Entscheidungsträger*innen auch die Verantwortung von staatlichen Institutionen sowohl für eine bessere Gesundheitsversorgung als auch für nachhaltige gesellschaftliche Veränderungen hervor. Obwohl also schlussendlich unklar bleibt, *wie viel* Verantwortung dem Individuum im Klimaresilienzansatz von Peter und Niessen dem Individuum für den Umgang mit den Belastungen

der Klimakrise zugeschrieben wird, kann festgehalten werden, dass dem Individuum hier zumindest keine uneingeschränkte Verantwortung zukommt. Nachfolgend sollen die Ergebnisse der Struktur- und Feinanalyse zusammengefasst und abschließend diskutiert werden.

Gesamtanalyse

In diesem Beitrag wurde mithilfe der Kritischen Diskursanalyse nach Jäger und Jäger (2007) der Frage nachgegangen, inwieweit im deutschsprachigen psychologischen Diskurs über Klimaresilienz die Verantwortung für den Umgang mit den Belastungen der Klimakrise dem Individuum zugeschrieben wird. Hintergrund dieser Fragestellung waren sozialwissenschaftliche Resilienzkritiken, die vor allem in individuellen Resilienzansätzen die Gefahr einer Verlagerung der Verantwortung für die Bewältigung gesellschaftlicher Krisen auf Individuen sehen.

Die Ergebnisse der Strukturanalyse deuten darauf hin, dass die Grenzen individueller Klimaresilienz im deutschsprachigen psychologischen Diskurs mehrheitlich reflektiert werden und die Notwendigkeit politischer bzw. kollektiver Lösungen für den Klimawandel erkannt wird. Hieraus kann abgeleitet werden, dass die Verantwortung für die Bewältigung der Folgen des Klimawandels im Klimaresilienz-

diskurs nicht allein beim Individuum gesehen wird. Die in dieser Arbeit skizzierte sozialwissenschaftliche Kritik lässt sich insofern nur bedingt auf den psychologischen Klimaresilienzdiskurs übertragen. Wie anhand der Ergebnisse der Strukturanalyse angedeutet und durch die Feinanalyse erörtert werden konnte, lassen sich jedoch auch Widersprüche im Diskurs erkennen. Ein zentraler Widerspruch besteht darin, dass das Klimaresilienzverständnis mancher Autor*innen zwischen der Übernahme eines individuell-adaptiven Resilienzbegriffs und dem kritischen Hinterfragen desselben oszilliert (Niessen et al., 2021; Peter et al., 2021; Peter & Niessen, 2023; Pudlatz, 2023). So wird in einigen Publikationen einerseits versucht, eine Abgrenzung zu einem individuell-adaptiven Resilienzverständnis zu schaffen, indem Klimaresilienz vor allem mit dem Ziel politischer Handlungsfähigkeit in Verbindung gebracht wird, andererseits wird individuell-adaptive Resilienz als Grundlage für transformative Resilienz bestimmt (Niessen et al., 2021; Peter et al., 2021; Peter & Niessen, 2023; Pudlatz, 2023). Somit wird letztlich nicht in jeder Publikation deutlich, in welchem Ausmaß die Autor*innen die Verantwortung für den Umgang mit Klimaemotionen beim Individuum sehen.

Die Ergebnisse dieser Analyse sind mit einigen Einschränkungen versehen. So konnte in dieser Untersuchung nicht die

vollständige Dynamik des Diskurses erfasst werden. Grund hierfür ist zum einen, dass der englischsprachige Diskurs über individuelle Klimaresilienz im Rahmen dieser Untersuchung aus Gründen der Zugänglichkeit außer Acht gelassen werden musste. Zum anderen handelt es sich bei dem psychologischen Diskurs über Klimaresilienz im deutschsprachigen Raum um einen sehr jungen Diskurs, der sich in den nächsten Jahren vermutlich stärker ausweiten wird. In dieser Diskursanalyse konnte insofern der Beginn dieses Diskurses anhand einzelner Diskursfragmente umrissen werden, deren Reichweite und Wirkungsmacht auf eine kleine und spezifische Leser*innenschaft beschränkt ist. Um den Anspruch der Vollständigkeit der Kritischen Diskursanalyse nach Jäger zu genügen und Diskursstränge klarer herausarbeiten zu können, muss die Analyse des psychologischen Diskurses über Klimaresilienz mit dem Erscheinen weiterer wissenschaftlicher und nicht-wissenschaftlicher Publikationen hierzu ergänzt werden (Jäger, 2015, S. 93). Um die Wirkungsmacht des Klimaresilienzkonzepts auf individuelles und kollektives Handeln zu ermitteln, könnte eine Dispositivanalyse hilfreich sein, die zusätzlich die Bedeutung des Klimaresilienzkonzepts beispielsweise im klimaaktivistischen Feld oder in spezifischen Beratungsangeboten zu Klimaemotionen untersucht.

Bei einer Ausweitung des Diskurses bleibt zu beobachten, ob es zu vereinfachten Übernahmen des Klimaresilienzkonzepts kommt und somit der Anpassungsdruck für Individuen erhöht wird. Hierbei wird es vor allem darauf ankommen, von wem und in Bezug auf welche Probleme individuelle Klimaresilienz thematisiert wird. So wären etwa Publikationen darüber, wie Psychotherapeut*innen die Klimaresilienz ihrer Klient*innen fördern können, anders zu bewerten als von Bundesministerien geförderte Projekte, die den Aufbau individueller Klimaresilienz stärken sollen. Als eine starke Form der Enpolitisierung zu interpretieren wäre vor allem eine Ausweitung des individuellen Klimaresilienzkonzepts auf durch den Klimawandel bedingte existentielle Problemlagen wie die Gefährdung der eigenen Lebensgrundlage durch Naturkatastrophen. Obgleich sich die in diesem Beitrag umrissene sozialwissenschaftliche Resilienz Kritik also bisher nur bedingt auf den Klimaresilienzdiskurs übertragen lässt, bleibt diese Kritik für anschließende Untersuchungen angesichts der unklaren Weiterentwicklung des individuellen Klimaresilienzkonzepts weiterhin ernst zu nehmen.

LITERATUR

- Arnold, M., Schilbach, M. & Rigotti, T. (2023). Paradigmen der psychologischen Resilienzforschung. Eine kleine Inventur und ein Ausblick. *Psychologische Rundschau*, 74 (3), 154-165. DOI: 10.1026/0033-3042/a000627.
- Bauriedl-Schmidt, C. & Fellner, M. (2023). Der Beitrag von Kreativität und Humor zur »Klimaresilienz« aus psychoanalytischer Sicht. In C. Bauriedl-Schmidt, M. Fellner, K. Hörter, I. Schelhas (Hrsg.), *Das Unbewusste und die Klimakrise, Jahrbuch für klinische und interdisziplinäre Psychoanalyse 1* (S. 153-174). Brandes und Apsel.
- Becker, K. (2021). Individuelle Anpassung statt kollektiver Widerstand. Resilienz im Arbeits- und Gesundheitsschutz. In S. Graefe & K. Becker (Hrsg.), *Mit Resilienz durch die Krise? Anmerkungen zu einem gefragten Konzept* (S. 61-86). Oekom.
- Bröckling, U. (2012). Dispositive der Vorbeugung: Gefahrenabwehr, Resilienz, Precaution. In: C. Daase, P. Offermann, V. Rauer (Hrsg.), *Sicherheitskultur. Soziale und politische Praktiken der Gefahrenabwehr* (S. 93-108). Campus.
- Bröckling, U. (2013). Gut angepasst? Belastbar? Widerstandsfähig? Resilienz und Geschlecht. *Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien*, 19 (1), 49-66.
- Bröckling, U. (2017). *Gute Hirten führen sanft. Über Menschenregierungskünste*. Suhrkamp.
- Clayton, S., Manning, C. M., Krygsman, K., & Speiser, M. (2017). *Mental Health and Our Changing Climate: Impacts, Implications, and Guidance*. American Psychological Association, and ecoAmerica.
- Clayton, S., & Manning, C. (Hrsg.). (2018). *Psychology and climate change: Human perceptions, impacts, and responses*. Elsevier Academic Press.
- Davenport, L. (2017). *Emotional Resiliency in the Era of Climate Change: A Clinician's Guide*. Jessica Kingsley Publishers.
- Dohm, L. & Klar, M. (2020). Klimakrise und Klimaresilienz. Die Verantwortung der Psychotherapie. *Psychosozial*, 3 (161), 99-114. DOI: 10.30820/0171-3434-2020-3-99
- Dörre, K. (2009). Die neue Landnahme. Dynamiken und Grenzen des Finanzmarktkapitalismus. In K. Dörre, Lessenich, S., Rosa, H. (Hrsg.), *Soziologie – Kapitalismus – Kritik. Eine Debatte* (S. 21-86). Suhrkamp.
- Endref, M. (2022). Resilienz im Diskurs – Für ein reflexives Resilienzverständnis. Eine Einleitung. In M. Endref & B. Rapp (Hrsg.), *Resilienz als Prozess* (S. 1-17). Springer. DOI: 10.1007/978-3-658-38270-4
- Graefe, S. (2019). *Resilienz im Krisenkapitalismus. Wider das Lob der Anpassungsfähigkeit*. transcript.
- Graefe, S. & Becker, K. (Hrsg.). (2021). *Mit Resilienz durch die Krise? Anmerkungen zu einem gefragten Konzept*. Oekom.
- Grothmann, T., Michel, T. & Ediz, E. (2021). *Praxisleitfaden. Urbane Klimaresilienz partizipativ gestalten*. BRESILIEN.T.
- Horváth, I., Delcour, J., Krisch, A. & Schmidt, A. E. (2023). *Nationaler Klimaresilienz-Check Gesundheit für Gemeinden und Regionen*. Grundlagenbericht. Gesundheit Österreich: Wien.
- Hunecke, M. (2022). *Psychologie und Klimakrise. Psychologische Erkenntnisse zum klimabezogenen Verhalten und Erleben*. Springer. DOI: 10.1007/978-3-662-66260-1
- Hurtienne, J. & Koch, K. (2018). Resilienz. Ein schädlicher Begriff für den Umgang mit Stress am Arbeitsplatz? In M. Karidi, M. Schneider & R. Gutwald (Hrsg.), *Resilienz. Interdisziplinäre Perspektiven zu Wandel und Transformation* (S. 141-158). Springer.
- Jäger, M. (2021). Kritische Diskursanalyse. Skizze eines Analysekonzepts. In S. Farrokhzad, T. Kunz, S. M. Oulad M'Hand & M. Ottersbach (Hrsg.), *Migrations- und Fluchtdiskurse im Zeichen des erstarkenden Rechtspopulismus* (S. 3-22). Springer. DOI: 10.1007/978-3-658-32498-8_1

- Jäger, S. (Hrsg.). (2008). *Wie kritisch ist die Kritische Diskursanalyse? Ansätze zu einer Wende kritischer Wissenschaft*. Unrast.
- Jäger, S. (2015). *Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung*. 7., vollständig überarbeitete Auflage. Unrast.
- Jäger, M. & Jäger, S. (2007). *Deutungskämpfe. Theorie und Praxis Kritischer Diskursanalyse*. Wiesbaden: Springer.
- Kalwak, W. & Wehgold, V. (2022). The Relationality of Ecological Emotions: An Interdisciplinary Critique of Individual Resilience as Psychology's Response to the Climate Crisis. *Frontiers in Psychology*, 9 (823620), 1–10. DOI: 10.3389/fpsyg.2022.823620
- Karidi, M., Schneider, M. & Gutwald, R. (Hrsg.) (2018). *Resilienz. Interdisziplinäre Perspektiven zu Wandel und Transformation*. Springer. DOI: 10.1007/978-3-658-19222-8
- Kowanda-Yassin, U. F. (2021). „Auf Allah sollen die Gläubigen vertrauen“. Muslimische Religiosität und Handlungsoptionen als Resilienzfaktor angesichts eines drohenden Klimakollapses? In B. Rieken, R. Popp & P. Ralle (Hrsg.), *Eco-Anxiety – Zukunftsangst und Klimawandel. Interdisziplinäre Zugänge* (S. 223-237). Waxmann.
- Leibniz-Institut für Psychologie (ZPID) (2022). *Auswahlkriterien: Welche Publikationen werden in PSYINDEX aufgenommen?* <https://psyindex.de/ueber/aufnahme/kriterien/>
- Moser, M & Häring, K. (Hrsg.) (2023). *Gesund bleiben in kranken Unternehmen. Stressfaktoren erkennen und Resilenzkompetenz aufbauen*. Springer.
- Nasi, V. L., Jans, L. & Steg, L. (2020). Can we do more than “bounce back”? Resilience in the face of climate. *Journal of Environmental Psychology*, 86, 1–18. DOI: 10.1016/j.jenvp.2022.101947
- Niessen, P., Peter, F. & Kantrowitsch, V. (2021). Klimaresilienz aufbauen. Ein Vier-Felder Schema zur Entwicklung praktischer Handlungsoptionen in der Klimakrise. *report psychologie*, 46 (10/21), 34–38.
- Opp, G., Fingerle, M. & Suess, G. (Hrsg.) (2020). *Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz*. 4. Auflage. Reinhardt.
- Peter, F., van Bronswijk, K. & Rodenstein, B. (2021). Facetten der Klimaangst. Psychologische Grundlagen der Entwicklung eines handlungsleitenden Klimabewusstseins. In B. Rieken, R. Popp & P. Ralle (Hrsg.), *Eco-Anxiety – Zukunftsangst und Klimawandel. Interdisziplinäre Zugänge* (S. 63-84). Waxmann.
- Peter, F. & Niessen, P. (2023). Resilienz als Konzept für die Klimakrise. Ein Wegweiser zu einem ganzheitlichen Resilienzverständnis. In K. van Bronswijk & C. M. Hausmann (Hrsg.), *Climate Emotion und psychische Gesundheit* (S. 229-256). Psychosozial. DOI: 10.30820/9783837978667
- Pihkala, P. (2020). Anxiety and the Ecological Crisis: An Analysis of Eco Anxiety and Climate Anxiety. *Sustainability*, 12 (19). 1-20. DOI: 10.3390/su12197836
- Pihkala, P. (2023). Klimakummer, Klimadepression und Solastalgie. Übersetzung aus dem Englischen: Rima Ashour. In K. van Bronswijk & C. M. Hausmann (Hrsg.), *Climate Emotion und psychische Gesundheit* (S. 97-128). Psychosozial.
- Pudlatz, M. (2023). *Klimaresilienz aufbauen. Was Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten beitragen können*. Springer. DOI: 10.1007/978-3-662-67255-6
- Rieken, B., Popp, R. & Raile, P. (Hrsg.). (2021). *Eco-Anxiety – Zukunftsangst und Klimawandel. Interdisziplinäre Zugänge*. Münster/New York: Waxmann.
- Rungius, C., Schneider, E. & Welle, C. (2018). Resilienz – Macht – Hoffnung. Resilienzbegriff als diskursive Verarbeitung einer verunsichernden Moderne. In M. Karidi, M. Schneider & R. Gutwald (Hrsg.), *Resilienz. Interdisziplinäre Perspektiven zu Wandel und Transformation* (S. 33-60). Springer. DOI: 10.1007/978-3-658-19222-8_3
- Schellinger, J., Torkaski, K. O. & Kissling-Näf, I. (Hrsg.) (2022). *Resilienz durch Organisationsentwicklung. Forschung und Praxis*. Springer.

Slaby, J. (2016). Kritik der Resilienz. In F. Kurbacher & P. Wüschner (Hrsgs.), *Was ist Haltung? Begriffsbestimmung, Positionen, Anschlüsse* (S. 273-298). Königshausen & Neumann.

Van Bronswijk, K. & Hausmann, C. M. (Hrsg.). (2023). *Climate Emotions. Klimakrise und psychische Gesundheit*. Psychosozial. DOI: 10.30820/9783837978667

Warner, L. M. (2020). Resilienz. In M. A. Wirtz (Hrsg.), *Dorsch Lexikon der Psychologie* (S. 1517-1518). Hogrefe.

Weihgold, V. (2021). Gesellschaftliches Empowerment statt Resilienz. Kritische Betrachtungen zum Umgang mit Eco-Anxiety. In B. Rieken, R. Popp & P. Ralle (Hrsg.), *Eco-Anxiety – Zukunftsangst und Klimawandel. Interdisziplinäre Zugänge* (S. 145-160). Waxmann.

Werner, E. E. & Smith, R. S. (1989). *Vulnerable, but Invinible. A Longitudinal Study of Resilient Children and Youth*. Adams Bannister Cox.

Wink, R. (Hrsg.). (2016). *Multidisziplinäre Perspektiven der Resilienzforschung*. Springer.

Young, T., Young, A. & Weh, L. (2021). „Attentive Wayfinding“ stärkt die räumliche Orientierungsfähigkeit und die individuelle Resilienz gegen Öko-Angst. Wie aufmerksames Navigationsverhalten wünschenswerte sozialökologische Zukunftsbilder aktiviert. In B. Rieken, R. Popp & P. Ralle (Hrsg.), *Eco-Anxiety – Zukunftsangst und Klimawandel. Interdisziplinäre Zugänge* (S. 260-292). Waxmann.

Zander, M. (Hrsg.). (2011). *Handbuch Resilienzförderung*. Springer.

¹ Die Auswahl der Keywords geht auf eine erste unsystematische Sichtung des Materials zurück. Bei der Auswahl der Keywords wurde sich an den Keywords, Titeln und Fachbegriffen der zunächst gefundenen Publikationen orientiert. Die Keywords wurden im weiteren Verlauf der Recherche kombiniert und ergänzt.

ZUR AUTORIN

Esther Röcher hat Heilpädagogik/Inclusive Education, Philosophie und Ethnologie in Freiburg studiert und ist aktuell Masterstudentin der Erziehungswissenschaften an der Goethe-Universität Frankfurt. Ihr Forschungsschwerpunkt liegt auf den Verbindungen zwischen Kritischer Theorie, (politischer) Bildung und Inklusion.

An dem Beitrag haben folgende Redaktionsmitglieder mitgearbeitet: **Leon Wörmann, Andreas Schulz-Tomančok und Sara Huber**.

ANHANG

Tabelle 2 (Ergebnisse der Strukturanalyse)

Auswertungskategorie	Spezifizierung	Ergebnisse
Textsorte	Monografie	Hunecke (2022) Pudlatz (2023)
	Journalartikel	Dohm & Klar (2020) Kalwak & Weihgold (2021) Niessen et al. (2021)
	Sammelbandeintrag	Bauriedl-Schmidt & Fellner (2023) Kowanka-Yassin (2021) Peter et al. (2021) Peter & Niessen (2023) Weihgold (2021) Young et al. (2021)
Adressat*innen	Wissenschaftler*innen	Alle
	Psycholog*innen/Psychotherapeut*innen	Bauriedl-Schmidt & Fellner (2023, S. 171) Dohm & Klar (2020, S. 99) Peter et al. (2021, S. 180) Pudlatz (2023, S. 1)
	Akteur*innen im Klimaschutz	Hunecke (2022, VII) Niessen et al. (2021, S. 37) Peter & Niessen (2023, S. 241)
Politisches Selbstverständnis	Engagement im Klimaaktivismus	Dohm & Klar (2020, S. 107) Niessen et al. (2021, S. 36) Pudlatz (2023, XI) Peter & Niessen (2023, S. 255) Peter et al. (2021)

	Befürwortung individueller und kollektiver Klimaschutzmaßnahmen	Dohm & Klar (2020, S. 110) Hunecke (2022, S. 2) Kalwak & Weihgold (2022, S. 2) Niessen et al. (2021, S. 37) Peter et al. (2021, S. 180) Peter & Niessen (2023, S. 35) Pudlatz (2023, S. 36) Weihgold (2021, S. 155)
	Betonung der Verantwortung der Psychologie in Bezug auf den Klimawandel	Dohm & Klar (2020, S. 99) Kalwak & Weihgold (2022, S. 1) Peter et al. (2021, S. 180) Pudlatz (2023, S. 1)
Eingenommene Diskursposition	Vorrangig kritische Haltung zu Klimaresilienz	Kalwak & Weihgold (2022) Weihgold (2021)
	Vorrangig befürwortende Haltung zu Klimaresilienz	Alle bis auf Kalwak & Weihgold (2022) und Weihgold (2021)
Quelle des Wissens	Psychologische Forschung	Alle
	Neurologische Forschung	Young et al. (2021) Weihgold (2021)
	Philosophie	Bauriedl-Schmidt & Fellner (2023), Weihgold (2021)
	Psychoanalyse	Bauriedl-Schmidt & Fellner (2023)
	Theologische Forschung	Kowanka-Yassin (2021)
	Erfahrungen aus dem Aktivismus	Dohm & Klar (2021, S. 107)
	Eigene Modelle	Niessen et al. (2021, S. 37) Peter et al. (2021, S. 177) Peter & Niessen (2023, S. 241)

Definition von (Klima)-resilienz	Verwendung und eindeutige Definition von Klimaresilienz	Bauriedl-Schmidt & Fellner (2023, S. 166) Dohm & Klar (2021, S. 106) Hunecke (2022, S. 37) Niessen et al. (2021, S. 37) Peter et al. (2021, S. 176) Peter & Niessen (2023, S. 242) Pudlatz (2023, S. 6)
	Verwendung von Resilienz	Kalwak & Weihgold (2022) Kowanka-Yassin (2021) Weihgold (2021) Young et al. (2021)
	Eindeutige Definition von Resilienz	Kalwak & Weihgold (2022, S. 2) Weihgold (2021, S. 152)
Potentiale individueller Klimaresilienz	Potentiale werden benannt	Alle außer Kowanka-Yassin (2021) und Young et al. (2021)
	Emotionale Verarbeitung der durch den Klimawandel bedingten Belastungen	Bauriedl-Schmidt & Fellner (2023, S. 166) Dohm & Klar (2020, S. 106) Hunecke (2022, S. 37) Niessen et al (2021, S. 37) Peter & Niessen (2023, S. 242) Pudlatz (2023, S. 35-36)
	Herstellung (politischer) Handlungsfähigkeit	Dohm & Klar (2020, S. 106) Hunecke (2022, S. 43) Niessen et al. (2021, S. 38) Peter & Niessen (2023, S. 242) Pudlatz (2023, S. 35-36)
	Kurzfristige Behandlung akuter auf den Klimawandel bezogener psychischer Symptome	Kalwak & Weihgold (2022, S. 1) Weihgold (2021, S. 145)
Grenzen individueller Klimaresilienz	Grenzen werden benannt	Alle außer Bauriedl-Schmidt & Fellner (2023), Kowanka-Yassin (2021) und Young et al. (2021)

	Gefahr der Individualisierung/Notwendigkeit politischer und kollektiver Lösungen	Dohm & Klar (2020, S. 106) Kolwak & Weihgold (2022, S. 4) Peter & Niessen (2023, S. 230) Pudlatz (2023, S. 36) Weihgold (2021, S. 145)
	Notwendigkeit kollektiver Resilienz	Dohm & Klar (2020, S. 110) Niessen et al. (2021, S. 37) Peter et al. (2021, S. 177) Peter & Niessen (2023, S. 242) Pudlatz (2023, S. 6)
	Lange Dauer des Aufbaus von Klimaresilienz	Hunecke (2022, S. 38)
	Bezug auf sozialwissenschaftliche Resilienzkritik	Kalwak & Weihgold (2022, S. 5) Niessen et al. (2021, S. 35) Weihgold (2021, S. 155)

Open Access © 2024 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

Verdrängte Ohnmacht

Widersprüchliche Subjektivierungen im Spannungsfeld zwischen Selbst- und Fremdbestimmung

von Leon Kianzad

50

In von Wirtschaftskrisen und Wachstumsimperativen durchzogenen Zeiten fühlen sich immer mehr Menschen macht- und hilflos. Doch ebenso finden andere Erfüllung und Selbstverwirklichung in verschiedenen Arbeits- und Konsumweisen. Dieser Artikel verhandelt beide Erfahrungen als Ausdrücke eines ideologisch vorgeformten Alltagsbewusstseins und stößt dabei auf einen eigentümlichen Umstand: Alltägliche Selbst- und Weltverhältnisse sind von einer Dialektik der Verdrängung und Verzweiflung gezeichnet sind, in der die Weisen, wie gesellschaftlich verursachte Ohnmacht adressiert wird, in einem immanenten Verhältnis zu ihrer Normalisierung stehen. Individualistische Vorstellungen von Selbstverwirklichung und ihr Ausbleiben stellen dabei zentrale ideologische Komponenten der Aufrechterhaltung kapitalistischer Verwertungslogiken dar. Psychische, soziale, ideologische und medikamentöse Verdrängungsmechanismen verbergen zugleich Ohnmachtsgefühle im Alltagsbewusstsein. Sich mit einer Analyse dieses Zustandes nicht zufriedengehend, zielt das letzte Kapitel darauf ab, Wege aus diesem Umstand herauszufinden. Ein erster Schritt, so wird argumentiert, besteht im Eingestehen der Ohnmacht und in der Anerkennung und im Erleben der von ihr ausgelösten Affekte: Der eigenen Angst, Hemmnis, Verzweiflung, Bedrängnis und Erschöpfung zu begegnen und dies in Zusammenschluss mit anderen zu tun, eröffnet Wege hin zu einer transformativen Souveränität.

abstract

Schlagwörter

Kritische Theorie; Affekte; Sozialpsychologie; Subjektivierung; Verdrängung; Kapitalismus

Soziologiemagazin, Jg. 17 (2024), Heft 1 (erschienen: 02/2025)

Eine Soziologie der Ohnmacht in verohnmachtenden Verhältnissen

Frei sein von Unterdrückung und Ausbeutung und die Freiheit, sich selbst authentisch zu entfalten: Die Verwirklichung dieser Bedürfnisse scheint aus einer sozialwissenschaftlichen Perspektive betrachtet zutiefst miteinander verbunden zu sein. Die damit verbundenen Affekte drängen dazu, nach den Bedingungen ihrer Erfüllung in konkretem Sinne zu fragen: Wie ein authentisches Selbst zu entfalten sei, ob die Weisen der Selbsterkenntnis eher äußeren Ansprüchen anstatt genuin eigenen Interessen dienen, und ob sich individuelle Selbstverwirklichung überhaupt unabhängig von gesellschaftlicher Emanzipation denken lässt. Diese Fragen stellen sich nicht aus intellektuellem Interesse, sondern ergeben sich aus dem „konstitutive[n] Grundproblem“ der Soziologie selbst – dem historischen Spannungsverhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft (Kohli, 1988, S. 33). In kritisch theoretischen Bemühungen, dieses gesellschaftskritisch und zeitdiagnostisch aufzuarbeiten, fällt jedoch der Begriff der *Ohnmacht* häufiger als der einer widerspruchslos verwirklichten individuellen Freiheit. Darin vermitteln sich Gefühle des Versagens, Urteile über die Ungerechtigkeit des Schicksals und Hoffnungen auf Veränderung. Ohnmachtsgefühlen wie Unsicherheit und Resignation, ihrer *alltäglichen* Verdrängung in Anrufungen von Selbstwirksamkeit und im sozialtheoretischen

Diskurs formulierten Möglichkeiten, sie zu bewältigen, wird in diesem Artikel nachgegangen. Ziel ist es, das Auftreten von Macht- und Produktionsverhältnissen im Alltagsbewusstsein – *und insbesondere sein Ausbleiben* – zu analysieren. Der Fokus liegt hierbei auf normalisierten, in alltägliche sozio-ökonomische Praktiken eingeebneten Formen von Ohnmacht, wohingegen explizite Formen wie politische Verfolgungen und gewaltsame Unterdrückungen nicht behandelt werden.

Das erste Kapitel dient einem theoretischen Einstieg in die Erörterung gesellschaftlicher Verhältnisse durch den Begriff der Ohnmacht. Kapitel Zwei untersucht, warum und wie bestimmte Verhältnisse und Erfahrungen im Alltagsleben *normalisiert* werden und beleuchtet dabei bürgerlich-individualistische Ideologien und Subjektivierungsformen, die die individuelle Lebenslage und die sie bestimmenden Verhältnisse verschleiern. Kapitel Drei erkundet die Charakteristika von Ohnmachtsgefühlen und damit verbundene neurotische, ressentimentale und medikamentöse Verdrängungsmechanismen. Kapitel Vier fragt schließlich, ob es eine Möglichkeit gibt, die zuvor spezifizierte Ohnmacht zu überwinden. Hierbei wird insbesondere um eine Kritik essentialistischer Vorstellungen individueller Bedürfnisse bemüht und die Notwendigkeit betont, Ohnmachtserfahrungen empathisch zu begegnen.

Theoretische Vorbemerkungen

Was bedeutet es nun, ohnmächtig zu sein? Es würde sich anbieten, psychische und körperliche Bedürfnisse und Empfindungen zum Ausgangspunkt dieser Untersuchung zu machen – geht es bei Ohnmacht doch um eine im Individuum sich vollziehende und aus den unmittelbaren Lebensumständen sich ergebende Erfahrung von Hemmnis, Hilflosigkeit oder Minderwertigkeit. Insbesondere im Kontext einer psychotherapeutischen Bewältigung jener Erfahrungen wird das in Leib und Psyche zentrierte Erleben von Angst, Unsicherheit, Verzweiflung und Antriebslosigkeit zum Ausgangspunkt einer Auseinandersetzung mit mentalen Belastungen und ungenutzten individuellen Kapazitäten (TenHouten, 2016, S. 84–87; Althoff, 2017, S. 43–61, 134–144). Auch zahllose populäre *Self-Help*-Bücher und -Medieninhalte folgen einer derartigen Thematisierung von Ohnmacht als individuell lokalisiertes und zu bewältigendes Problem. Schlagwörter wie *Resilienz*, *Mindset* und *Self-Empowerment* schulen das spätmoderne Individuum darin, sich aus seiner Belastung heraus zu einem in der Arbeitswelt leistungsfähigen und dabei glücklichen Subjekt zu optimieren (Mourlane, 2013; Thomas, 2019; Löhken & Peters, 2020; Rudlof, 2021).

Dieser Artikel bietet hingegen die Perspektive an, Ohnmacht als Instanzierung eines *gesellschaftlichen* Verhältnisses *soziologisch* zu verstehen: Dem Ergriffensein vom „stum-

men Zwang der Logik der Verwertung“, der „nicht unmittelbar sichtbar oder hörbar ist, [...] aber genauso brutal, unerbittlich und rücksichtslos wirkt wie offene Gewalt“ (Sø. Mau, 2022, S. 30, 16). Es wird behauptet, dass mehr noch als die empfundenen Affekte diesem Zwang gegenüber, *das Ausbleiben solcher Empfindungen* „zum Besonderen werden [kann], das für das Allgemeine einer Lebensform steht, in dem sich diese spiegelt und manifestiert“ (Jaeggi, 2005, S. 117). Um dies zu analysieren, gilt es, die „Gestalt und Beschaffenheit von alltäglichen Haltungen und Lebensweisen“ (Jaeggi, 2005, S. 117) einer kritischen normativen und epistemologischen Explikation zu unterziehen, um das ihnen innewohnende Verhältnis zum Produktionsprozess und seiner Reproduktion aufzudecken. Weder eine deterministische Zurückweisung noch eine voluntaristische Betonung individueller Freiheit und Wirkungsmacht, sondern das konstitutive *Einwirken von Macht- und Produktionsverhältnissen auf Formen der Subjektivierung* steht im Fokus dieser Auseinandersetzung.

Im Rahmen einer solchen Perspektive wird ohnmächtigen Gefühlen insoweit ein „Wahrheitsgehalt“ (Jaeggi, 2005, S. 117) zugesprochen, als dass sie einen Einblick in persönlichkeitsdynamische Selbst- und Umweltbilder gewähren (Klages, 1975, S. 46, 48). Diese ‚Selbst- und Umweltbilder‘ sind keine Universalien, sondern von historisch situier- ten *Vorstellungen und Erwartungen konkreter*

Formen individuellen Gestaltungsvermögens bestimmt. Stabilisieren diese Macht- und Produktionsverhältnisse, so haben sie eine ideologische Funktion inne, die aber nicht als „abstract system of principles“ verstanden werden sollte, sondern „as a material force which structures our actual life“ (Zizek, 2022, S. 5). Statt Ohnmacht als „an objective fact independent of individual sentiments“ zu betrachten, wird also versucht, die „wissenschaftliche Untersuchung gesellschaftlicher Verhältnisse an die konkreten Erfahrungen der Menschen rückzubinden, um zu einem nicht-objektivierenden Verständnis von Gesellschaft zu gelangen“ (TenHouten, 2016, S. 84; Bargetz, 2021, S. 31).

Ohnmacht und Selbstverwirklichung

Weshalb Ohnmacht empfunden wird und ob sie überhaupt als Problem *aufgefasst* wird, lässt sich also nicht ohne eine Betrachtung der jeweils gegenwärtigen Vorstellungen und Urteile darüber beantworten, was es bedeutet, wie es sich anfühlt und wie es zu bewirken ist, ein selbstbestimmter Mensch zu werden. Die Anerkennung und Internalisierung dieser Vorstellungen sowie die damit vollzogene Verdrängung anderer Empfindungen und sozialer Tatsachen erweisen sich als zutiefst mit der Produktion und dem Produktiv-Machen unserer „Körper, Triebe, Bedürfnisse [und] Gefühle“ (Breitenstein, 2013, S. 171) verschränkt.

Allerdings besteht insbesondere in ihrer *spätmodernen* Ausformung ein Widerspruch zwischen den Geltungsansprüchen dieser Vorstellungen von Selbstverwirklichung und den Bedingungen ihrer praktischen Realisierbarkeit (Amlinger & Nachtwey, 2022, S. 181). Nachdem das Individuum aus seinen traditionellen sozialen Bindungen herausgelöst wurde, seien „Ansprüche auf individuelle Selbstverwirklichung [...] inzwischen so stark zu einem institutionalisierten Erwartungsmuster der sozialen Reproduktion geworden [...] daß sie ihre innere Zweckbestimmung verloren haben und vielmehr zur Legitimationsgrundlage des Systems geworden sind“ (Honneth, 2010, S. 207–208). Das Resultat dessen sei die „Entstehung einer Vielzahl von individuellen Symptomen innerlicher Leere, Sich-überflüssig-Fühlens und Bestimmungslosigkeit“ (Honneth, 2010, S. 207–208) – genau der Affekte, denen die Herausbildung von Selbstwirksamkeit und -Verwirklichung Abhilfe schaffen solle.

Inwiefern also das Individuum heute nicht *trotz* seiner Bemühungen, selbstbestimmt zu leben, sozioökonomischen Anforderungen gegenüber ohnmächtig ist, sondern gerade *durch* sein Streben nach Selbstverwirklichung, „durch die fortschreitende Verinnerlichung gesellschaftlicher Leistungsanforderungen zunehmend unsichtbar gemacht[e]“ (Schauer, 2023, S. 387) Produktions- und Machtverhältnisse und ihre psychischen Folgen

reproduziert, soll in diesem Artikel genauer betrachtet werden. Den Fluchtpunkt dieser Kritik bildet dennoch der Versuch einer *emanzipatorisch* gewandten Gesellschaftstheorie, die die Suche nach einer Freiheit nicht aufgibt, deren Geltung nicht auf die Wirkungsmächtigkeit ihres Scheins reduzierbarer ist.

Die Normalität der Ohnmacht

Am Anfang des Versuchs, die soeben spezifizierte Ohnmacht auf eine soziologische Weise zu untersuchen, steht ein Hindernis: Im Gegensatz zu solchen schmerzbringenden Ereignissen und Begebenheiten, deren Macht über uns unmittelbar erkenntlich ist – etwa den Kriegen und Krisen, die in mancher unser Leben einbrechen oder der Gewalt, die manche von uns durch andere erfahren – lässt sich die alltägliche Vereinnahmung durch *ökonomische* Zwänge nicht immer anhand der von ihr ausgelösten Affekte nachvollziehen. Zwar

verzweifeln zahlreiche Menschen an ihrer wirtschaftlichen Lebenslage, woraus sich ein unmittelbares Bedürfnis nach Veränderung ergibt. Doch ebenso erleben Menschen ihr Leben auf Weisen, durch die ihre Entfremdung und Ausbeutung normalisiert werden. Anstatt dies jedoch als Gegensatz zu sehen, sollen diese beiden Erfahrungen hier in Verbindung zueinander gesetzt werden. So schreiben Marx und Engels:

Die besitzende Klasse und die Klasse des Proletariats stellen dieselbe menschliche Selbstentfremdung dar. Aber die erste Klasse fühlt sich in dieser Selbstentfremdung wohl und bestätigt, weiß die Entfremdung als ihre eigne Macht und besitzt in ihr den Schein einer menschlichen Existenz; die zweite fühlt sich in der Entfremdung vernichtet, erblickt in ihr ihre Ohnmacht und die Wirklichkeit einer unmenschlichen Existenz.
(Marx & Engels, 1962, S. 37)

”

Um Ohnmacht als Ordnungsprinzip des Alltagsbewusstseins zu verstehen, gilt es zunächst, die Unfreiheit des Individuums von ihrer normalisierenden Einebnung freizulegen.

Ohnmacht soll hier nicht nur ein maskiertes herrschendes politökonomisches Verhältnis bezeichnen, sondern auch ein maskierendes *Ordnungsprinzip* des Bewusstseins. Es ordnet die Erwartungen und Möglichkeiten individuellen Gestaltungsvermögens auf eine solche Weise, dass sie zugleich frei gewählt *und* alternativlos erscheinen können. So kann das Individuum „seine Krankheit als Gesundheit“ (Marcuse, 1968a, S. 9) erleben und seine Bedürfnisse mit extrinsischen Anforderungen zusammenfallen. Die Gewöhnung an und Normalisierung von Arbeits- und Konsumweisen lassen ihre Macht über Individuen als rationale Banalität erscheinen, sie nehmen eine „Aura der Natürlichkeit“ (St. Mau, 2015, S. 36) an. Brigitte Bargetz schreibt diesbezüglich in *Das Politische alltagstheoretisch denken* (2021):

Der Alltag erscheint als das Unbedeutende [...] Wiederholungen im Alltag erweisen sich [jedoch] auch als Grundlage von Herrschaft und Ausbeutung. [...] Produktionsverhältnisse sind unmittelbar an das tägliche Konsumverhalten, an die Aneignung menschlicher Bedürfnisse sowie an die Aufrechterhaltung der Arbeitskraft [...] geknüpft. (S. 32)

Um Ohnmacht als Ordnungsprinzip des Alltagsbewusstseins zu verstehen, gilt es zunächst, die Unfreiheit des Individuums von ihrer normalisierenden Einebnung

freizulegen. Es gilt zu hinterfragen, wodurch sich „eine soziale Realität [legitimiert], in der Lebensstile und soziale Karrieren [...] derart eng zusammenfallen, daß sich die einen ständig vorwiegend auf der Seite der Gewinner und die anderen auf der Seite der Verlierer wiederfinden“ (Miller, 1989, S. 200). Kritische Gesellschaftstheorien bemühen sich zumeist darum, dies unter dem Begriff der Ideologie und durch eine kritische Betrachtung von Formen der *Subjektivierung*.

Die „Spannungen und Belastungen, denen der Einzelne ausgesetzt ist“ (Marcuse, 1968a, S. 8), beruhen dem folgend und im Gegensatz zu den in 1.1 benannten Herangehensweisen nicht auf dem „Versagen der einzelnen, die sich den ihnen gestellten Alltagsaufgaben entziehen“ (Thiersch, 1986, S. 30), „nicht auf individuellen Störungen und Erkrankungen, sondern auf dem *normalen* Funktionieren der Gesellschaft“ (Marcuse, 1968a, S. 8). Neurotypische und sozialstrukturelle Normalitäten sind kein Idealzustand, von welchem aus ‚pathologische‘ Abweichungen diagnostizierbar werden, sondern werden selbst problematisiert (Lessenich, 2022a, S. 26, 34). Das alltägliche Ausüben von Arbeits- und Freizeitaktivitäten erscheint aus einer solchen Perspektive betrachtet nicht als *individuell bestimmte* und auf Selbstentfaltung abzielende Tätigkeit, die je nach Einsatz zu Erfolg führt. Sondern vielmehr als Ausdruck einer *klassenspezifischen*

und bis in die Bedürfnisse vordringenden Vereinnahmung des Menschen und seinen produktiven Fähigkeiten durch eine selbstständige Logik der Wertschöpfung (Bargetz, 2021, S. 33; Heller, 1978, S. 44, 45, 88; Leipold, 2022, S. 198–200).

Zur ideologischen Normalisierung von Ohnmacht

Einer solchen kapitalismuskritischen Betrachtung nach wird die entmachtende Einschreibung von Produktions- und Machtverhältnissen in „verkörperte und fühlende Subjekte“ also durch ihre „Alltäglichkeit“ (Bargetz, 2021, S. 34, 39) normalisiert. Henri Lefebvre setze dies in Verbindung zu einer ideologischen ‚Mystifikation‘ damit assoziierter Tätigkeiten und Gefühle durch *bürgerliche* Vorstellungen des Individualismus: Das von diesen geprägte ‚private‘ Bewusstsein – das innere Verspüren und die kognitive Verarbeitung individueller Erfahrungen – nehme sie als Ausdruck seiner eigenen Verlangen an und akzeptiere ihre Folgen dadurch mit misstrauischer Scham oder selbstherrischem Stolz. Lefebvre versteht den Individualismus somit als ideologischen Schleier ökonomischer Zwänge, durch die die Welterfahrung der Einzelnen eingebunden werden (Lefebvre, 1974, S. 154–157).

Folgen wir Lefebvres Zurückweisung eines selbstbestimmten und somit in seiner Ohnmacht selbstverschuldeten und sich durch

die eigene Willenskraft zu ermächtigenden Individuums, so mündet die vom Individualismus vorausgesetzte Eigenständigkeit und Authentizität nicht in tatsächlicher Freiheit. Die Folge ist stattdessen eine Unfähigkeit, die eigentlichen Begebenheiten sozialer Realität zu erkennen. Vereinnahmt von einem Interpretationsschema, durch das sich die Erfahrung des eigenen Lebens *nicht* auf ihre gesellschaftliche Bedingtheit rückbeziehen lässt, zieht sich das Individuum auf das phänomenologisch Erkennbare an sich selbst zurück – „So ‚ist‘ jeder das, was er ist und nichts mehr“ (Lefebvre, 1974, S. 155).

Soziologisch fragt sich allerdings, wie die Verheimlichung und Rechtfertigung (Lefebvre, 1972, S. 101) entmachtender Verhältnisse konkret stattfindet, ob diesbezüglich sozialstrukturelle Unterschiede bestehen und wie eine Sozialforschung auszusehen hat, die den Fallstricken des Individualismus nicht zum Opfer fällt. Einen Vorschlag zur Klärung dieser Fragen, der allerdings noch hinsichtlich der Erforschung von Ohnmacht spezifiziert werden muss, formulierte Pierre Bourdieu mit seiner Theorie des Habitus. Ein Habitus entstehe in „Konditionierungs- und Prägungsprozesse[n]“ und erzeuge darin (unter anderem klassenspezifische) „Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata“ (Miller, 1989, S. 195, 205), die in direktem Zusammenhang zur jeweiligen sozialen Position stehen und zur An- und Verknennung

dieser führen (King, 2022, S. 36). Dem Individuum könne sein Leben „nur dann als eine ‚Wahl des Schicksals‘ erscheinen, wenn seine Selbstbewertung bzw. seine Selbstwertgefühle [...] mit den offiziellen Qualifikationsmerkmalen der von ihm faktisch erreichten sozialen Position zusammenfallen“ (Miller, 1989, S. 211). Vermittelt werde dies durch eine „gesellschaftliche Platzierung“ in einer sozialen Position qua des Erwerbs und Ausübens einer Berufsrolle (Eder, 1989, S. 19–20). Nicht rein ideologische Ummünzung ‚von oben‘, sondern habituelle „Somatisierung“ (Bauer & Bittlingsmayer, 2014, S. 67), das heißt Verkörperung des ideologischen Gehalts einer individualistischen Weltanschauung, praktiziert in konkreten „soziokulturellen und institutionellen sozialen Kontexte[n]“ (Miller, 1989, S. 213), führt demnach zur Gewöhnung an minderwertige politische Einflussnahme, unbezahlte Mehrarbeit, geringe soziale Mobilität und mangelhafte persönliche Bedürfnisbefriedigung – und sei es auch nur die der Anderen (Jaquet, 2023, S. 9–10).

Bourdieu zufolge geht dem Ver- und Angleich der individuellen Lebenslage mit dem und an den (relativen) Durchschnitt also eine *habituelle* und an den Besitz von Kapitalien gebundene (Un-) Fähigkeit voraus, sich an diesen Durchschnitt anzuschließen. Diese materielle Verankerung der sozialen Position in der Klassengesellschaft werde durch Aneignung und

Ausübung kultureller Merkmale, die bis in ‚private‘ Lebensbereiche vordringen und als Markierung des Status fungieren, gefestigt (Bourdieu, 2020, S. 332). Vor allem die bürgerliche „Formgebung“ dieser Merkmale, die von Ordnung und Etikette geprägt ist, sei stets „eine Art der Verleumdung des wahren Charakters von Gesellschaft und sozialen Beziehungen“ (Bourdieu, 2020, S. 316–317) und somit an der Aufrechterhaltung derselben beteiligt.

Zwar rufe diese Anpassung durchaus negative Affekte und Gefühle hervor und führe bei manchen zu Zweifeln an der Richtigkeit der sozialen Ordnung. Allerdings begrenze sich die Fähigkeit der meisten in einer *prekären* Position darauf zu reagieren, auf eine noch stärkere Hingabe an die ihnen „aufgezwungenen Anpassungsprozesse“, da ihr praktisches „Möglichkeitsfeld“ nun mal von den Bedingungen ihrer „Klassenlage“ (Bourdieu, 2020, S. 175, 188) strukturiert werde. Die Folge sei eine fortschreitende Hinnahme und Verdrängung der Folgen, sowie Verstetigung der Ursachen der eigenen Ohnmacht:

Soziales Altern stellt nichts anderes dar als diese langwährende Trauerarbeit [...] welche die Individuen dazu bringt, ihre Wünsche und Erwartungen den jeweils objektiven Chancen anzugleichen [...] zu werden, was sie sind, sich mit dem zu bescheiden, was sie haben und wäre es auch nur dadurch, daß sie

[...] sich selbst darüber [...] täuschen was sie sind und was sie haben, um all die [...] unrealisiert gebliebenen Hoffnungen zu begraben. (Bourdieu, 2020, S. 189)

In alltäglichen Verhaltensweisen, Vorstellungen und Beziehungen lassen sich also, Bourdieu und Lefebvre folgend, Einschreibungen von Macht- und Produktionsverhältnissen nachweisen. Diese wirken einerseits flächendeckend auf die Gesellschaft. Andererseits bringen sie unter anderem klassen-, geschlechter- und berufsspezifische Handlungs- und Bewertungsschemata hervor, nach denen sich die Anpassung an Dispositive der Wertschöpfung vollzieht und über die Ohnmachtsgefühle erzeugt und sublimiert werden. Insbesondere die Bourdieusche Theorie ermöglicht insofern eine Dynamisierung des Verständnisses der (ideologischen) Vermittlungsleistungen zwischen Sozialstruktur und Individuum in Formen und Weisen der Subjektivierung.

Die bisherige Analyse des gesellschaftlichen Zusammenhangs birgt jedoch zugleich die Gefahr, in eine vulgärmarxistische Wortklauberei zu verfallen (Lefebvre) oder in stets kleinteiligere Typisierungen umzuschlagen und so ihr kritisches Potential einzubüßen (Bourdieu). So gesehen fällt die Bourdieusche Theorie demselben Fallstrick zum Opfer, der einer marxistischen Kritik zufolge die bürgerlichen Wissenschaften überhaupt trifft. Sie nimmt

zum Analyseschema, was sie eigentlich analysieren sollte: Die ständige Trennung und „Verdinglichung aller menschlicher Beziehungen“ ins positiv Erfassbare durch eine, „den Produktionsprozeß abstrakt-rationell zerlegende“ (Lukács, 1977, S. 177; Horkheimer, 1988, S. 170) Arbeitsteilung.

Formwandel der Gesellschaft: Zur Historizität der Ohnmacht

Der Kreis von Intellektuellen, der heute gemeinhin als Frankfurter Schule bekannt ist, setzte seine Analysen indessen stets in Verbindung zum geschichtlichen Formwandel einer gesellschaftlichen *Totalität*, statt eine sphärengetrennte Sozialstrukturanalyse zu betreiben. Die Gesellschaft solle als Ganzes verstanden werden, nicht aber weil Gesellschaft ipso facto einen allumfassenden logischen Zusammenhang bilde, sondern weil das *Verwertungsprinzip des Kapitals* durch die Gleichmachung der Menschen und ihrer Produkte im Tauschgesetz zu einer subsumierenden Totalisierung sozialer Beziehungen tendiere (S. 168; Adorno & Horkheimer, 1987, S. 30; Adorno, 1972a, S. 13–15). Die Schriften Leo Löwenthals, Theodor W. Adornos oder Herbert Marcuses, um einige wenige der Autoren zu nennen, deren Arbeit der Entwicklung einer kritischen Theorie der Gesellschaft galt, entwickelten so eine, die unmittelbaren Erscheinungen transzendierende und auf die Totalität kritisch bezogene Sozialphilosophie.

Teil dessen sind ideologiekritische Analysen der bürgerlich-kapitalistischen Moderne. Literatursoziologische Arbeiten des Kreises rund um das Institut für Sozialforschung (IfS) wurden hierbei durch empirische Studien ergänzt, wie etwa Sigfried Kracauers *Die Angestellten* (1930). Darin untersuchte er das Alltagsleben von Angestellten zum Ende der 1920er Jahre und übte Kritik an ihrer ‚geistigen Obdachlosigkeit‘ und der Verdrängung derselben durch kulturindustriellen „Glanz und Zerstreung“ (Kracauer, 1971, S. 282, 285). Verunsichert von aufeinanderfolgenden Krisen und gepeinigt von einer sich wandelnden, ‚durchrationalisierten‘ Arbeitswelt, die sie zunehmend proletarisiert, jedoch unfähig, der bürgerlichen Ideologie zu entsagen, bliebe den Angestellten, so Kracauer, aufgrund ihrer „uneingestanden Ohnmacht“ nur „sich gemeinsam darüber [zu trösten], daß man der Quantität nicht entrinnen kann“ (Kracauer, 1971, S. 220, 286). Doch unter der moralischen Färbung der „berufsständigen Ideologie“ bleibt das ernüchternde Axiom der Ohnmacht bestehen: „Die Angestellten müssen mittun, ob sie wollen oder nicht“ (Kracauer, 1971, S. 273, 224).

Trotz der Unterschiede in den Forschungsprogrammatiken der verschiedenen Autoren der Kritischen Theorie lassen sich durch ihre Werke – bedingt durch die Analyse desselben Gegenstandes – vier Phasen eines gesellschaftlichen Formwandels

grob voneinander unterscheiden, die mit je unterschiedlichen Ausformungen von Ohnmacht einhergingen: Die *liberalistische* Ära des individuellen Aktivismus während und nach der Industriellen Revolution (Löwenthal, 1937); die *nach-liberalistisch autoritäre* Monopolisierung der Produktion und Wandlung des Konsums in der Kulturindustrie (Löwenthal, 1937; Löwenthal, 1934; Löwenthal, 1944; Adorno & Horkheimer, 1987); die Entkräftung des Individuums in der *faschistischen* Terror-Herrschaft (Löwenthal, 1946), sowie das *nach-liberalistisch technokratische*, Irrationalität rational verwaltende „Übermaß an Vergesellschaftung“ der Nachkriegszeit (Marcuse, 1967; Marcuse, 1968a, S. 18).

Die hier in einer kleinen Auswahl hervorgehobenen Beschreibungen der Phasen unterscheiden sich nicht nur in den ihnen immanenten Konstellationen von Macht- und Produktionsverhältnissen und der Realisierbarkeit individueller und kollektiver Befreiung durch individuelle Handlungen, sondern auch in der Schärfe, mit der an ihnen normative Kritik geübt wird. Es sei jedoch allen bisherigen „geschichtlichen Formen gesellschaftlichen Lebens“ stets eine „Zerspaltenheit“ zwischen Gesellschaft und Individuum eigen gewesen: „Die Existenz der Gesellschaft hat entweder auf unmittelbarer Unterdrückung beruht oder ist eine blinde Resultante widerstrebender Kräfte, jedenfalls nicht das Ergebnis bewußter Spontaneität der freien Individuen“

(Horkheimer, 1988, S. 174). Doch anstatt dieses Faktum der Unfreiheit zum „Kriterium gesellschaftlicher Allgemeinesetzlichkeit“ (Adorno, 1972b, S. 204) zu erheben, erklärt die Kritische Theorie: „Es muss nicht so sein, die Menschen können das Sein ändern, die Umstände dafür sind jetzt vorhanden“ (Horkheimer, 1988, S. 201).

Fraglich ist angesichts dieser erkannten Emanzipationspotenziale jedoch, wie es dazu kam, dass insbesondere die ersten drei Phasen von einer *zunehmenden* Passivität des (bürgerlichen) Individuums gezeichnet waren. Woran also, wenn nicht an den Umständen, scheiterte die emanzipatorische Veränderung bis dahin? Um dies zu beantworten, ist eine historisch situierte Ideologiekritik unabdingbar. So lag Löwenthal zufolge der ideologische Kern des Individualismus in der *liberalistischen Ära* noch in der *Idealisierung der Macht des Menschen über die* (innere wie äußere) *Natur*. Dadurch konnte der Individualismus als Mittel gesellschaftlichen Fortschritts und sozialen Aufstiegs, auch aber als Legitimation von Ausbeutung, wirken (Löwenthal, 1937, S. 311–312, 302, 298, 301). Infolge der Monopolisierung der Wirtschaft, die mit einer zu-

nehmenden Eingliederung großer Teile der Bevölkerung in Massenproduktion und der Umwälzung traditioneller Normen und Strukturen verbunden war, sei es zur Jahrhundertwende jedoch zu einem Bruch mit der Vorstellung des „Helden der Produktion“ (Löwenthal, 1944, S. 267) als Erbringer von Freiheit und Fortschritt gekommen. Das Ende der traditionellen Ständeordnung und die Leere einer entmystifizierten Welt hinterließen ein auf sich zurückgeworfenes, verunsichertes Subjekt im stagnierenden (Klein-)Bürgertum, das darauf mit einer Verdrängung seiner Realität reagierte. Es wurde der „Gesamtbereich der Produktivkräfte [...] aus dem Blickfeld gesellschaftlicher Schichten verbannt, die von der Entwicklung dieser Kräfte nichts zu erhoffen haben“ (Löwenthal, 1934, S. 361).

Löwenthal setzt diese Verdrängung in direkten Zusammenhang mit den *alltäglichen* „Mauern schmaler Existenzen“ im Kapitalismus: „Die emsige Betriebsamkeit, die von Maschinen und Geschäftsbüchern ausgeht“ und „betrübt und ermüdet [...] wenn der untergeordnete Dienst an ihnen als unentrinnbares Schicksal des ganzen Lebens aufzudämmern beginnt“ lässt auch den „Glauben an die Rationalität

”

Es muss nicht so sein, die Menschen können das Sein ändern, die Umstände dafür sind jetzt vorhanden (Horkheimer, 1988, S. 201).

des eigenen Schicksals“ (Löwenthal, 1937, S. 297), und damit an ein durch vernünftige Arbeit zu bewältigendes Leben, abreißen. Der *nach-liberalistische* Individualismus wälzt die disruptive Kraft dieses Sinnverlusts ideologisch ab, sodass „die Fragwürdigkeit, die das Schicksal der Mehrheit aller Individuen kennzeichnet, [...] nie zur Fragwürdigkeit der Gesellschaft als solche [wird], sondern [...] in ebenso viele Sonderprobleme von Charakteren und Individualitäten, wie es in der Anzahl nach Gescheiterte gibt [zerfällt]“ (Löwenthal, 1936 in Schneider, 2012, S. 142).

Im Zuge der fordistischen Umstellung von Produktion und Konsum auf eine kulturindustrielle Herstellung und Belieferung „gleiche[r] Bedürfnisse mit Standardgütern“ verbleibe lediglich die nachgekünstelte Phantasmagorie eines sich selbst bemächtigenden und in seinen Tätigkeiten erfüllten Individuums (Adorno & Horkheimer, 1987, S. 145, 151; Löwenthal, 1934, S. 349–350; Löwenthal, 1944, S. 271). Zwar hält sich darin die Anrufung der Individualität der Wünsche, Bedürfnisse und des Willens zur Befriedigung dieser. Ihre Ausgestaltung wandelt sich jedoch hin zum passiven Empfängnis warenförmiger Häppchen von Selbstgenügsamkeit und Freiheit. Es wird sich zunehmend auf die „Freizeitgestaltung und nicht auf ‚den Fähigkeiten zu schaffen, zu organisieren und zu leiten‘“ (Löwenthal, 1944, S. 278) fokussiert.

In seiner Bemühung um ein historisch präzisiertes Verständnis der Vermittlungsleistung zwischen Sozialordnung und Individuum, stieß das IfS auf wandlungsfähige ideologische Verdrängungen, die trotz des Umstands, dass das Leben des Einzelnen „im Wesentlichen von Faktoren bestimmt [wird], die von seinem Willen und seiner Anstrengung unabhängig“ (Fromm, 1989a, S. 203) sind, ihm eine Nische imaginierter Freiheit zurichten. Von zentraler Bedeutung sei diesbezüglich die Naturalisierung der Widersprüchlichkeiten der bürgerlichen Gesellschaft zu „Eigenschaften des eigentlich Seienden“ und die Kompensation von Triebversagungen durch „Phantasiefriedigung“ (Löwenthal, 1934, S. 353, 359, 371–372). Die Ursachen der Ohnmacht werden so verdrängt, sie selbst aber akzeptiert. Der *nach-liberalistische* Bürger richtet sich in seiner Ohnmacht ein, verkennt sie gar als Tugend und lernt Gedanken an *wirkliche* Befreiung als ferne Unmöglichkeit zu umschiffen.

In diesem Kapitel wurde sozialtheoretisch betrachtet, wie sich Produktions- und Machtverhältnisse in Psyche und Körper durch die alltägliche Lebensgestaltung einschreiben und inwiefern diese Einschreibung einem historischen Wandel unterlag. Die individuelle Ohnmacht gegenüber den bestehenden Verhältnissen werde demnach durch Interpretations- und Bewertungsmuster sublimiert, die diese Verhältnisse affirmieren und an konkrete

Handlungsräume gebunden sind. In Folge nehme Entmachtung eine konstitutive Rolle im Selbst- und Weltverhältnis des bürgerlichen Individuums ein. Anhand verschiedener Kritiken des Individualismus wurde dargestellt, weswegen eine individualpsychologische Analyse und liberalistisch gefasste Politisierung des Problems der Ohnmacht einer ideologischen Verklärung nahekommt.

Ohnmachtsgefühle: Drei Erscheinungen und ihre Abwehrmechanismen

62

Nachdem nun eine ideologiekritische Grundlage geschaffen wurde, von der aus das Phänomen der Ohnmacht und sein Ausbleiben sich kontextualisieren lassen, muss gefragt werden: Wie verhält es sich nun in Fällen, in denen sich ein Mensch *explizit* machtlos fühlt? Welche Affekte, psychischen Erscheinungen und Reaktionen sind dafür charakteristisch und welche Konsequenzen folgen ihnen im Sozialleben? Besteht eine Verbindung dieser Reaktionen zu der bislang erkundeten ideologischen und habituellen Verdrängung? In diesen auf das Empfinden von Ohnmacht fokussierten Fragen findet die Kehrseite der bisherigen Betrachtung ihren Ausdruck. Denn trotz der „Selbstverständlichkeit“ des „Axiom[s], es könne nicht anders sein, als es ist“ (Stögner, 2022, S. 14–15) in der Normalisierung

von Ohnmacht, kommt es selten zu einer lückenlosen Unterdrückung sämtlicher von ihr verursachten negativen Affekte.

Warren TenHouten unterscheidet vier primäre Ohnmachtsgefühle – Trauer, Angst, Akzeptanz/Duldung und Erwartung – von daraus zusammengesetzten, sekundären emotionalen Zuständen wie Pessimismus, Unbehagen, Resignation und Scham: „as examples, anticipation and fear comprise anxiety; anticipation and sadness, pessimism“ (TenHouten, 2016, S. 88). Im Allgemeinen begleite diese Empfindungen eine zurückgezogene Verhaltensart und Antriebslosigkeit (S. 84–85). Allerdings weist TenHouten auf die Signifikanz soziostruktureller Unterschiede sowohl in Bezug auf die Ursachen und die Gefühle hin. Die Realisierung struktureller Ohnmachtsverhältnisse als affektiver Zustand folge demnach der geschlechterspezifischen, klassenspezifischen und kulturellen Situierung betroffener Personen und den je spezifischen praktischen Möglichkeiten, entmachtenden Umständen entgegenzuwirken (S. 105–110). So sei etwa „a forceful kind of resentment“ eine Reaktion hierarchisch höher gestellter Gruppen, wohingegen Resignation eher Menschen in Situationen ohne Möglichkeiten eines praktischen Widerstands verfallen würden (S. 111, 91).

Neurotische Erscheinungen & ihre Sublimierung

Auch das IfS unternahm, unter Aneignung Sigmund Freuds psychoanalytischer Triebtheorie und einer Ergänzung seiner, der Kultur im Abstrakten zugewandten Gesellschaftskritik, Versuche, die „Prozesse des psychischen Apparats“ an „soziologisch-historische“ (Marcuse, 1970, S. 30, 40) Herrschafts- und Produktionsformen rückzubinden. Aufbauend auf seiner psychoanalytischen Praxis behauptet etwa Erich Fromm in *Zum Gefühl der Ohnmacht* (1937), dass Ohnmachtsgefühle wie Angst, Hemmnis und Verwirrung, in direktem Zusammenhang damit stünden, „daß der bürgerliche Mensch über die sein Verhalten bestimmenden seelischen Antriebe nicht Bescheid weiß“, da „er die wirtschaftliche Entwicklung bestimmenden Kräfte in der durch den Markt regulierten Wirtschaft nicht kennt“ (Fromm, 1989a, S. 204). Fromms Typisierung der Ohnmacht basiert maßgeblich auf seiner Behandlung von Neurotiker*innen. Schon Freud bestimmte die Neurose, nicht ohne Widerstand, als typisches Erscheinungsbild gesellschaftlich bedingter psychischer Störungen. Sie zeuge von einem unbewussten Triebkonflikt (Freud, 1982, S. 218, 264). Dieser Konflikt wurde vom Frankfurter Kreis auf die seelische Einrichtung des Individuums im Kapitalismus spezifiziert (Küpper, 2009, S. 127).

Zu den bedeutsamsten und sichtbarsten Symptomen von Ohnmachtsgefühlen zählt Fromm die Hemmnis. Ergriffen von einer festen Überzeugung von der eigenen Belanglosigkeit, erstarren viele in einer Unfähigkeit zu handeln oder sich für sich selbst einzusetzen. So geschädigt sei das Selbstwertgefühl, dass Beleidigungen und Anweisungen ohne Weiteres akzeptiert, Versuche, sich der eigenen Unzufriedenheit zu entledigen, schon im Vorhinein als aussichtslos abgetan oder zwar angestrebt, aber nicht für umsetzungsfähig gehalten werden (Fromm, 1989a, S. 191–192). Fromm leitet diese Gefügigkeit aus der Nichtachtung und Unfähigkeit zur Selbstbestimmung in der Kindheit und in hierarchischen Verhältnissen, etwa in Arbeit, Familie und Politik, ab (Fromm, 1989b, S. 149).

Anhand der Verhaltensweisen besser angepasster Patient*innen identifizierte er wiederum verschiedene Abwehrmechanismen, darunter rechtfertigende Rationalisierungen der eigenen Lebenslage sowie Ersatzbefriedigungen, die Ohnmachtsgefühle verhindern oder abschwächen (Fromm, 1989a, S. 193–195). Rechtfertigungen treten häufig in der Form verbaler Herabsetzungen des eigenen Selbst auf; dieses sei seelisch schwach, körperlich unfähig oder von vorherigen Erlebnissen geschädigt. Auch werde die Umwelt als schlecht *per se* erachtet, wodurch insgesamt das Gefühl entsteht, „daß die Aussichtslosigkeit der realen Situation es verständlich macht,

wenn man sich ihr gegenüber hilflos fühlt“ (Fromm, 1989a, S. 194). In beiden Fällen wird Ohnmacht durch eine spezifische Weise, sie zu verbalisieren, rationalisiert. Bezüglich der Ersatzbefriedigungen, etwa der „Geschäftigkeit“, das heißt Handlungen, die in keinem Zusammenhang zum eigentlichen Problem stehen, weist Fromm auf die Schwierigkeit hin, diese von vermeintlich ‚sinnhaften‘ Handlungen zu unterscheiden: Da die kapitalistische Arbeitswelt zur routinierten Lösung von Aufgaben trainiere, die Gefühle des Erfolgs und der Leistung stiften, sei oft nicht ersichtlich, „ob ein Verhalten der einen oder anderen Kategorie zuzuschreiben ist“ (Fromm, 1989a, S. 197) – zumindest nicht ohne Reflexion der ideologischen Vereinnahmung normativer Einschätzungen von Leistung und Erfolg in ebenjener Unterscheidung.

Die Form des Empfindens und der Verbalisierung (neurotischer) Ohnmachtsgefühle wird also von bewussten und unbewussten Verdrängungen vorbestimmt. Letztere gehen in der alltäglichen Lebensführung und der herrschenden normativen Ordnung auf. Die verdrängten psychischen Affekte (Angst, Aggression, Missmut, Unruhe etc.) bestehen jedoch häufig auch nach der Sublimierung ihrer disruptiven Potentiale fort. In dieser *ressentimentalen* Form erzeugen sie teils noch verheerendere Wirkungen für die Betroffenen.

Ressentiment: Gescheiterte Verdrängungsleistung

Sind Ohnmachtsgefühle insgesamt Ausdruck eines Scheiterns der Normalisierung entmachtender gesellschaftlicher Verhältnisse, so entsteht Robert Müller zufolge Ressentiment dort „wo eine besondere Heftigkeit“ dieser Gefühle mit einer Unfähigkeit, die dadurch hervorgerufenen Bedürfnisse „in Tätigkeit umzusetzen, Hand in Hand geht“ (Müller, 2019, S. 12). Diese Versagung verstetige sich, was wiederum zu einer verstärkten Wiederholung von Ohnmachtsgefühlen in anderen Kontexten führe. Zwangsläufig bilde „der an seiner Ohnmacht Leidende“ ein „prekäres Selbstbild und Selbstverhältnis“ (Müller, 2019, S. 14) aus, das durch weitere Verdrängungen der Ursachen des eigenen Elends aufrechterhalten wird. Die dem Ressentiment vorausgehende „reale Verletzung“ tritt in den Hintergrund, die Dynamik des psychischen Innenlebens verselbstständigt sich vom Alltagsleben (Müller, 2019, S. 28). Die Folge sei eine hasserfüllte und paranoide „Grundform des Fühlens“ (Müller, 2019, S. 19) – eine Entfremdung von den in Kapitel 2.1 erläuterten Wahrnehmungs- und Bewertungsmustern, die zwar die soziale Realität verklären, gleichzeitig aber eine sozial eingebundene Subjektivierung erlauben. Dieses, den Betroffenen peinigende, prekäre Selbst- und Umweltverhältnis stabilisiere sich durch die Schaffung von Schuldigen

und Feindbildern „von denen er bekämpft wird [...] die er bekämpft“ (Müller, 2019, S. 21, 29–30). Im Gegensatz zu TenHoutens „forceful kind of resentment“ (TenHouten, 2016, S. 111), der von Deklassierungsprozessen betroffenen Schichten, das zu kollektiven politischen Aktionen drängt, führt das von Müller beschriebene Ressentiment der „ewig Unterlegene[n]“ (Müller, 2019, S. 14) hauptsächlich zu einer Verstärkung der psychischen Isolation und radikalen Handlungsunfähigkeit des Einzelnen.

Es ist wichtig zu betonen, dass Ohnmacht in dieser Erscheinungsform nicht einfach als verschleierter Zusammenhang das Individuum beeinflusst, sondern als schmerzhaftes *Gefühl* des Versagens, Unrechts oder einer schicksalhaften Peinigung *erfahren* wird. Es lässt sich sodann verstehen, warum der psychische Druck einer solchen, wiederholt erlebten Lebenskrise Betroffene in zunehmend irrationale Ausflüchte drängt. Prima facie ließe sich daraus auf anomische Lebensführungen schließen. Klages drängt bezüglich des „Anomie- und Unruhepotential“ jedoch zur Differenzierung nach unterschiedlichen Charakterisierungen. Besonders stark sei jenes an den Extremen: Vor allem die „Identitätslosen“ und die „utopisch-idealistisch Engagierten“ würden hohe Risiken für gewalttätiges oder selbstzerstörerisches Verhalten tragen (Klages, 1975, S. 131–137). Ressentiments werden auch sozial rückgebunden, etwa durch die „soziale Nutzbarmachung von

Aggressivität“ in Krieg und politischer Mobilisierung (Marcuse, 1968a, S. 22). Joseph Vogl spricht in *Kapital und Ressentiment* (2021) gar von einer „Ökonomie des Ressentiments“, in der „zirkulierendes Fehlen“ zu „Genussucht“ und „Vergeltungssucht“ anheize (Vogl, 2021, S. 164–165).

Depressionen & Enthemmungen: Medikalisierung der Ohnmacht

Alain Ehrenberg bettet die Erscheinung und Bewältigung von Ohnmachtserfahrungen in *Das erschöpfte Selbst* (2004) hingegen in eine Analyse ihrer psychopharmazeutischen Behandlung ein. Ausgehend von einem Wandel normativer „Verhaltensregulierung“ entdeckt er ein vom Zwang, sich andauernd und eigenständig auf ‚authentische‘ Weise zu aktivieren, *erschöpftes Selbst* (Ehrenberg, 2015; S. 18, 26, 147–148). Ehrenbergs Diagnose des erschöpften Selbst fußt auf einer Geschichte von „soziokulturellen und ökonomischen“ Veränderungen, in deren Vollzug sich Normvorstellungen, Arbeitsverhältnisse, kulturelle und lokale Zusammenhänge auflösen (Ehrenberg, 2015, S. vii, 26). Zwar hält Ehrenberg die zunehmende Befreiung von solchen sozialen Normen und Strukturen, die das Subjekt durch Bestrafungen und moralische Schuldnisse hörig hielten, grundsätzlich für positiv. Diese Freiheit beanspruche allerdings „eines hohen Maßes an selbstregulierender Trieb- und Affekt-

zurückhaltung“, die, sobald sie scheitert, in Gefühle der Ungenügsamkeit, Hilflosigkeit und Hemmnis umschlage (Elias, 2006 in Ehrenberg, 2015, S. 21).

Wurde eine derartige Psychopathologie vom Ende des 19. Jahrhunderts an als *Neurose* klassifiziert und nicht selten durch invasive Techniken wie Stromschläge und Lobotomien, später dann psychoanalytisch behandelt, so wird in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Depression zur meistdiagnostizierten psychischen Krankheit. Diese „gesellschaftliche Ausbreitung der Depression“ ist Ehrenberg zufolge nicht nur das Resultat neuer psychiatrischer Wissensbestände, sondern auch „die zwangsläufige Konsequenz der wachsenden ökonomischen, politischen und sozialen Eigenverantwortung“ (Sauerborn, 2022, S. 135). Im Gegensatz zur psychoanalytischen Therapie von Neurosen und physischen Eingriffen wie der Lobotomie werden Depressionen vor allem medikamentös behandelt. Die Erfindung von Antidepressiva wie Prozac verspricht

„das Ideal einer medikamentösen Beherrschung der kognitiven Fähigkeiten, des emotionalen Lebens und des Verhaltens“ und Abhilfe von der „chronische[n] Identitätskrankheit“ (Ehrenberg, 2015, S. 251, 254) der modernen Arbeitswelt. Allerdings sei das Ergebnis einer solchen Behandlung keine dauerhafte Heilung, sondern zunächst eine Enthemmung des Individuums. Diese Aktivierung führe zu einer Verstetigung der Verhältnisse, innerhalb derer das Dispositiv individueller Verantwortung, das diesen spezifischen Ausdruck von depressiven Affekten bewirkt, erst entstanden ist.

Das depressive Syndrom erscheint in Ehrenbergs Schilderung als „Schnittpunkt von Handlungsnormen und einem Leidensbegriff, der sich auf soziale Probleme ausweitet“ (Ehrenberg, 2015, S. 250). Es sei allerdings anzumerken, dass Ehrenberg eine Ableitung von Depressionen aus der Struktur des Kapitalismus entschieden ablehnt. Seine Intention sei nicht gewesen, Depressionen als eine durch

”

Alltägliche Selbst- und Weltverhältnisse sind von einer Dialektik der Verdrängung und Verzweiflung gezeichnet, in der Formen der Adressierung der Ohnmacht in einem immanenten Verhältnis zu ihrer Verstetigung stehen.

gesellschaftliche Veränderungen verursachte, und daher auch heilbare *Sozialpathologie* darzustellen (Ehrenberg, 2015, S. 11, 306). Er betont vielmehr, Normen der Verhaltensregulierung, nicht strukturelle Merkmale des Kapitalismus würden zu der Schwere der Symptome führen – und dies sei eine „rein deskriptive“ (Ehrenberg, 2015, S. 10), keine wertende Beschreibung. Fraglich bleibt jedoch, wie deren Wandel ohne eine Einbettung in gesellschaftliche Macht- und Produktionsverhältnisse zu erklären ist. Mit Adorno ließe sich sagen: „Indem man überhaupt etwas wie eine eigenständige Logik der Kultur [...] supponiere“, verkennt man, dass ihr Gehalt „nicht rein in ihr selbst, sondern in ihrem Verhältnis zu einem ihr Auswendigen, dem materiellen Lebensprozeß“ (Adorno, 1998, S. 23) liegt.

Synoptisch betrachtet weist die Erkundung distinkter Erscheinungen von Ohnmacht auf einen eigenartigen Umstand hin: Alltägliche Selbst- und Weltverhältnisse sind von einer Dialektik der Verdrängung und Verzweiflung gezeichnet, in der Formen der Adressierung der Ohnmacht in einem immanenten Verhältnis zu ihrer Verstetigung stehen. Die von Löwenthal und Lefebvre beschriebene *Mythologisierung und Mystifizierung* der Ohnmacht durch die Anrufung eines souveränen Gestaltungsvermögens, Bourdieus habituelle und klassenspezifische Akzeptanz durch *Bewertungs- und Handlungsschemata*,

Fromms verbale und psycho-somatische *Rationalisierungen und Ersatzbefriedigungen*, die von Müller beschriebene *Spirale ressentimentaler Entrealisierung und Schuldabweisung* und Ehrenbergs pharmakologische *Beruhigung und Enthemmung* des Individuums, sind allesamt Ausdruck dieses Erscheinungs-Verdrängungs-Wiederkehers-Verdrängungs-Nexus.

Wege hinaus

Bislang wurden in der Erkundung der Bedingungen und der Bedeutung von Selbstverwirklichung im Lichte verdrängter Ohnmacht drei Argumente entwickelt: *Erstens*, dass das alltägliche Leben des Einzelnen, unabhängig von seiner Klassenlage, kein selbstbestimmtes, sondern von verinnerlichten (wirtschaftlichen) Zwängen und damit assoziierten sozialen Normen strukturiertes ist – in diesem Sinne also eine doppelte Ohnmacht besteht: Einerseits bezüglich der Einbindung individuellen Gestaltungsvermögens und damit verbundener Erwartungen, und andererseits (aufgrund verschiedener Verdrängungsmechanismen) bezüglich der Erkenntnis ebener Einbindung. *Zweitens* wurde dargestellt, dass der Anspruch und der gängige Weg zum Erreichen von Selbstentfaltung in Form einer souveränen Subjektivität keinen Gegensatz zu diesem Verhältnis bilden, sondern eine ideologische Rolle darin einnehmen. *Drittens* wurde darauf

hingewiesen, dass die Individualisierung der Folgen gesellschaftlicher Zwänge eigene abträgliche Affekte nach sich zieht, die durch eigene Verdrängungsmechanismen im Alltagsbewusstsein eingeebnet werden.

Wenn der Zwang zur Verwertung Gefühle der Ohnmacht und ein unfreies, täuschendes und unbefriedigendes Selbst- und Weltverhältnis hervorbringt, so gilt es, das dafür verantwortliche Macht- und Produktionsverhältnis durch einen Zustand zu ersetzen, der die ‚wahren‘ Bedürfnisse und Interessen des Menschen reflektiert. Diese Forderung birgt allerdings ein Problem: Wie können wir die ‚wahren‘ von den falschen Bedürfnissen unterscheiden? Entgegen der in Kapitel 1.2 dargestellten Zurückweisung eines essentialistischen, souveränen Selbstbezugs im Individuum, droht sich nun eine universale und ahistorische Vorstellung von Natur einzuschleichen. Dies ist problematisch, denn obwohl Ohnmachtsgefühle durchaus einer Versagung von genuinen Bedürfnissen geschuldet sein können, wird das Ende der von ökonomischen Zwängen auferlegten Ohnmacht *nicht* zwangsläufig mit einem triebhaften Ausbruch aus den Fesseln der Versagung erreicht. Diesem im Namen einer vermeintlichen Natürlichkeit nachzugehen wäre lediglich ein „bellum omnium contra omnes“ (Hoebig, 1984, S. 11) der Triebbefriedigung und damit wieder eine Fortsetzung der „Normen der Konkurrenzgesellschaft“ (Amlinger & Nachtwey, 2022, S. 178). Gerade in diesem

„fessellos individualistische[n]“ Zustand der „Abgrenzung und Verhärtung“ des Eigenen gegenüber den Anderen werde, so Adorno, der Moment erreicht „in dem das Individuum verschwinde“ (Adorno, 1951 in Meisenheimer, 2009, S. 42).

Auch Marcuse warnt vor einer Hingabe an „eine falsche Lust“, „weil die in ihr sich erfüllenden Triebe und Bedürfnisse die Menschen unfreier, blinder und armseliger machen“ (Marcuse, 1968b, S. 158). Es sei die „Bestimmung des Glücks als Zustand der allseitigen Befriedigung der Bedürfnisse des Individuums [...] abstrakt und unrichtig, sofern sie Bedürfnisse in ihrer vorhandenen Gestalt als letzte Gegebenheit hinnimmt“ (Marcuse, 1968b, S. 144).

Den Fallstricken entkommen

Die Vorstellung einer vorgesellschaftlichen Subjektivität, mitsamt ihrer Triebe und Bedürfnisse, von der aus dann eine Konfrontation mit sozialen Ansprüchen folgt, ist also vom Kopf auf die Füße zu stellen: „Kein Individuum wird Subjekt, ohne zuvor unterworfen/subjektiviert zu werden“ (Butler, 2001, S. 15–16). Gerade diese Dialektik der Subjekt-Werdung werde jedoch von der politischen Philosophie des Liberalismus ignoriert (Butler, 2020, S. 37–38) Diese ist Judith Butler zufolge daher nicht nur illusorisch, weil sie die immer schon vorhandene Abhängigkeit und

Eingebundenheit der Menschen verdränge, sondern gar gefährlich, da sie Abhängigkeiten *grundsätzlich* für verwerflich hält und so ein historisch entstandenes Bedürfnis nach Autonomie für natürlich erklärt, das nur durch Gewalt etabliert und aufrechterhalten werden kann (Butler, 2020, S. 30–31). Selbst das explizit gegen Ohnmacht sich ausdrückende Bedürfnis nach Autonomie wirkt also in der Reproduktion derselben mit. Butler plädiert darum für eine *Rehabilitierung der Abhängigkeit*.

Abhängig zu sein, so Butler, bedeutet zwar verletzlich zu sein. Diese Verletzlichkeit ergebe sich allerdings nicht aus der ungenügsamen Disposition eines in Beziehung zu anderen tretenden, in sich abgeschlossenen Individuums. Verletzliche Abhängigkeit, nicht Eigenständigkeit, sei das konstitutive Merkmal des Menschen, seiner Bedürfnisse und seiner gesellschaftlichen Beziehungen (Butler, 2020, S. 46, 51). Dem folgt, dass auch die vermeintliche Gegensätzlichkeit von fügsamer Normalität und expressiver Widerständigkeit zu verwerfen ist – sie ist ein ideologisches Produkt. In literarischen Selbstverständnissen des Bürgertums etwa wird die eigene Klasse als hörig, die der Kunst und dem Genuss zugewandten ‚Freigeister‘ sehnsüchtig und abwertend zugleich als non-konformistisch dargestellt. Es heißt: „Das Bürgertum hält sich am Erprobten und Bewährten, während die künstlerische Weltsicht eine Entgrenzung vom Realen zum Idealen anstrebt“ (Käch, 1988, S. 116).

Auf diese Weise wecke die romantische Literatur „in den Lesern immer wieder das Bewußtsein für den unüberbrückbaren Abgrund zwischen den Kontrollansprüchen der gesellschaftlichen Institutionen und den wahren Interessen der Mehrheit der Menschen“ (Löwenthal, 1990, S. 8).

Der dadurch hervorgerufene Konflikt zwischen Hedonismus und Pietät, Idealismus und Konformität täuscht jedoch über das wirkliche Verhältnis von Individuum und Gesellschaft. Die Vorstellung, Kunst und Künstlertum (und darin symbolisiert: die Abkehr von sozialen Normen und Hingabe an individuelle Lüste und Wünsche) würden eine dauerhafte Alternative zum „mechanischen Ablauf oft erlebter Dinge“ im Alltagsleben bieten (Hesse, 1970 in Käch, 1988, S. 148), verhüllt gerade dessen Charakter. Denn wie Lefebvre schreibt: „Der Mensch wird alltäglich sein oder nicht sein!“ (Lefebvre, 1977 in Kleinspehn, 1975, S. 7). Alltag und Ausbruch bedingen einander, demarkieren jeweils das Pragmatische vom Utopischen, das Mundane vom Außergewöhnlichen. Löwenthal kritisiert utopische Anrufungen eines ‚Außen‘ in Literatur und Kunst, etwa *der* Natur oder *dem* ‚wahren‘ menschlichen Leben daher als Verdrängung der Tragweite der erfahrenen Verdinglichung, Entfremdung und Vereinnahmung im Produktionsprozess als Suche der „menschlichen Triebe nach einem Bereich, in dem sie nicht beständig Enttäuschungen ausgesetzt sind“ (Löwenthal, 1937, S. 297).

Leidenschaftliche Vorstellungen einer menschlichen Natur bergen somit weitaus häufiger ein Negativ des Gesellschaftlichen als ein Residuum unberührter Freiheit, die „Berufung auf Natur gegenüber irgendeinem Bedürfnis ist stets bloß die Maske von Versagung und Herrschaft“ (Adorno, 1980, S. 392). Folgen wir dieser Kritik, so lässt sich kein Bedürfnis – *insbesondere* ein solches nach Selbstbestimmung und -Entfaltung – so bewerten, als seien sein Mangel und seine erdachte Art der Erfüllung Ausdruck eines vorgesellschaftlichen Triebes und somit des menschlichen Seins *als solches*. Sowohl der Zustand der Versagung, als auch das versagte Bedürfnis selbst sind Ausdruck einer gesellschaftlichen Überformung, die das Bedürfnis jenseits seines Bezugs auf einen Mangel produktiv einspannt (Kleinspehn, 1975, S. 111).

Das Bemühen, sich zu einer nicht-gesellschaftlichen Essenz durch den Morast der Ideologie hin durchzukämpfen und diese zu realisieren, lässt sich folglich als „Entfremdung nicht mehr nur in der Sache, sondern auch des Blickes auf die Sache“ (Kleinspehn, 1975, S. 99) fassen. Eine Entfremdung, die als solche unhintergebar ist und lediglich durch ein *anderes* gesellschaftliches Verhältnis *politisch behandelt werden kann*, nicht aber metaphysisch-idealistisch durch die vermeintliche Rückkehr zu einer nicht-gesellschaftlichen Menschlichkeit (Sø. Mau, 2022, S. 92–93). Diese Kritik findet sich bereits in

Marxens sechster Feuerbachthese: „[D]as menschliche Wesen ist kein dem einzelnen Individuum innewohnendes Abstraktum. In seiner Wirklichkeit ist es das ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse.“ Nicht die Gattung als „*natürlich* verbindende Allgemeinheit“ (Marx, 1978, S. 6), sondern die konkreten Beziehungen der Menschen sind für Marx primär (Sø. Mau, 2022, S. 84–96). „Bedürfnisse“, schlussfolgert Hoebig, „sind daher nicht nur der Form nach gesellschaftlich [...] auch der Akt der Bedürfnisbefriedigung selber ist ein gesellschaftlicher Akt“ (Hoebig, 1984, S. 93–94).

Allerdings, so Adorno, steht die „gesellschaftliche Vermittlung des Bedürfnisses“ heute „in Widerspruch mit sich selbst“ – daran, „und nicht an irgendeine vorgegebene Hierarchie von Werten und Bedürfnissen“ (Adorno, 1980, S. 393), wie etwa ihre Natürlichkeit oder im Individuum zu verortende Spontaneität, solle sich Kritik orientieren. Auch eine kritische Theorie der Ohnmacht scheint also in einem immanenten Verhältnis zu der kritisierten bürgerlich-liberalen Bedürftigkeit zu stehen – sie setzt fort, was letztere unfähig ist zu realisieren.

Inmitten des Scheins

Akzeptieren wir die Unumgänglichkeit des Gesellschaftlichen, so werden wahrlich die Spontaneität und Natürlichkeit des Eigenen zum Schein. Doch auch eine Gesellschaftstheorie, die die Natürlichkeit der Bedürftigkeit negiert, hat noch keinen wirksamen Begriff der Emanzipation, solange sie sich lediglich um eine Auflösung dieses Scheins im Wesen der Gesellschaft bemüht. Sie gesteht sich noch immer nicht ein, *die innere Erfahrung der Ohnmacht zu spüren*, sich ihr hinzugeben, durch sie hindurch zu denken und zu handeln. Stattdessen sucht sie nach einer Klarheit, die zu erreichen nur denen gewährt ist, die ihre Flucht vor der Verzweigung durch eine nüchterne Vernunft maskieren. Doch weder dem Bedürfnis abzuschwören, noch die Versagung zu bejahen, führen zu einem Ende der Ohnmacht, denn „mit dem Verdikt über den Schein bricht die Reflexion nicht ab. Seiner selbst bewußt, ist er nicht mehr der alte“ (Adorno, 1977, S. 386).

Die Erkenntnis, dass die Hoffnung auf individuelle Freiheit, die mit einer solchen nach Unmittelbarkeit verbunden ist, als trügerisch anzusehen ist, ist wahrlich tragisch. Doch vielleicht ist es gerade das Erleben dieser Tragik, die den Wert jener Hoffnung hervortreten lässt – durch die „notwendige und schmerzliche Anstrengung des erkennenden Subjekts“ tritt die Nicht-Identität mit der erwünschten

Freiheit als wirklich hervor (Adorno, 1977, S. 41). Und gerade dieser „Schmerz [...] kann die übersteigerte Aufmerksamkeit einer Zerstreuung der Wahrnehmung bewirken, die sich plötzlich für unmerkliche Geräusche öffnet“ (Raimondi, 2020, S. 136). Über Ohnmacht hinauszugehen, bedeutet sodann in sie hineinzutreten und darin der ideologischen Illusion von Freiheit im Moment ihres Zerfalls zu begegnen. Denn „mit dem Verfall, und einzig und allein mit ihm, schrumpft das historische Geschehen und geht ein in den Schauplatz“ (Benjamin, 1978, S. 355).

Das Resultat einer solch ekstatischen Angsterfahrung ist ‚ergriffenes Wissen‘ [...] Es stellt sich ein, wenn Menschen ihrer Angst nicht zu entfliehen suchen, sondern sich ihr stellen, sich ihr aktiv hingeben. Denn ‚der Abgrund des Entsetzlichen in den Dingen bietet sich dem Menschen als Wahrheit dar, die es zu entdecken gilt‘ (Bataille, 2016 in Lieb, 2022a, S. 11)

Nicht nur das vermeintlich souveräne Subjekt ist dann fähig zur Emanzipation, sondern gerade das verletzte trägt die Möglichkeit zur Überschreitung in sich. Es besitzt in seiner Ohnmacht eine stets provisorische Souveränität, die in der *Erkenntnis* seiner Bedrohung und dem Drang, diese aufzuheben, besteht, denn wahrlich: „Was Geist ist, erfasst nur der Bedrängte“ (Hoffmannsthal, 2015, S. 30). Die sich reflexiv

auf die objektiven Bedingungen des Eigenen wendende Erfahrung der Ohnmacht birgt die hierzu notwendige Affizierung in sich. Ein solcher Rekurs auf Erfahrung ist jedoch nicht unvermittelt begehbar, „dazu muss die Angst, die uns zunächst lähmend erscheint, zugänglich und erfahrbar werden“ (Lieb, 2022b, S. 2). Dieser Prozess der „Umorientierung und Umwandlung der anfänglichen Erfahrungen von ‚Terror‘ und ‚Lähmung‘“ (Raimondi, 2023, S. 25), so Francesca Raimondi, ist ein kollektiver, der häufig von Betroffenen selbst losgetreten wird (Hill Collins, 2019, S. 126). Kritisches Wissen darüber, wie ein verklärendes Alltagsbewusstsein Erkenntniswege versperrt, ist in dieser Umwandlung eine wichtige Ressource.

Die ersten Schritte einer bewirkbaren Kritik entgegnen

Diesem Artikel lag das Ziel zugrunde, sich einer Erkundung der systematischen Verklärung, Verdrängung und Funktion gesellschaftlich verursachter Ohnmacht(-sgefühle) zu nähern. Zu diesem Zwecke wurden der diesbezügliche gesellschaftstheoretische, sozialphilosophische und -psychologische Diskurs befragt und durch kritische Theorien ihrer Bewältigung ergänzt.

Dabei eröffnete sich die Möglichkeit, Vermittlungsleistungen zwischen Sozialstrukturen und Individuen, über die sich eine

Gewöhnung an und Normalisierung von entmachtende(n) Verhältnisse(n) vollzieht, sichtbar zu machen. Die Verdrängung der Ohnmacht zeigte sich hierbei als vielschichtiger sozialer Tatbestand, der durch psychische wie physische, auferlegte wie selbstdisziplinäre, ideologische wie medikamentöse Mittel und Vermittlungen individuelles Gestaltungsvermögen im Sinne bürgerlich-liberaler Vorstellungen und Erwartungen der Selbstverwirklichung in kapitalistische Macht- und Produktionsverhältnisse einebnet. Es wurde argumentiert, das Verhältnis von Selbstverwirklichung und Ohnmachtsgefühlen nicht als ein gegensätzliches, sondern ein dialektisches zu fassen. Auch wurde sich darum bemüht, zu einem anderen Begriff von Bedürftigkeit zu gelangen, der sich weder in eine Natürlichkeit derselben auflösen lässt, noch zurück zu einem individualistischen Gesuch nach Autonomie führt. Es entpuppte sich die Hoffnung auf individualistische Formen der Freiheit als Schein, die affektive Komponente dieser Realisierung jedoch als grundlegend für eine wahrlich wirksame, emanzipative Bestrebung. Gerade in dieser liegt ein Zugang zu Wissen, das über die Grenzen des Gegenwärtigen hinausweist. Aufgrund des begrenzten Umfangs konnte eine ganze Reihe bedeutsamer Ansätze des breit gefächerten Diskurses über Ohnmacht und Befreiung nicht aufgenommen werden. Zu wenig Beachtung erlangte außerdem die Frage nach Handlungsmacht. Wie stark ist

diese tatsächlich von Macht- und Produktionsverhältnissen vereinnahmt? Bestehen manche Grenzen, wie Francesca Raimondi hinweist, eher als ethische, sodass Ohnmacht weitaus weniger materiell aufrechterhalten wird, als hier argumentiert wurde? (Raimondi, 2020, S. 129). Und müsste nicht, wie Brigitte Bargetz schreibt, auch danach gefragt werden, „wie Macht- und Herrschaftsverhältnisse alltäglich infrage gestellt und modifiziert werden“? (Bargetz, 2021, S. 41). Eine Kritik der Ohnmacht sollte, falls diese für die Ermächtigung der von Ohnmacht Betroffenen noch einen Zweck jenseits ihrer Desillusionierung erfüllen soll, etwa um „einen Beitrag zur Orientierung im Handeln“ zu leisten, den Charakter einer *auf erfahrbare und bewirkbare Veränderungen konkretisierten* Ideologiekritik annehmen, in der „sich die Betroffenen [...] noch wiedererkennen können“ (Habermas, 2019, S. 282). Hierbei hat die Erfahrung der Betroffenen und in Widerstand Engagierten eine unabdingbare praktische wie theoretische Rolle inne, der hier leider kaum nachgegangen werden konnte. Ich hoffe, dennoch einen Beitrag zum Verständnis der Schwierigkeiten eines solchen Unterfangens geleistet zu haben und auf Fehlschlüsse sowie mir verschlossen gebliebene Wege hinaus aus der Ohnmacht gutmütig hingewiesen zu werden.

LITERATUR

- Adorno, T. W. (1972a). Gesellschaft. In ders., *Gesammelte Schriften Soziologische Schriften I* (R. Tiedemann, Hrsg.), Bd. 8 (S. 9–19). Suhrkamp.
- Adorno, T. W. (1972b). Soziologie und empirische Forschung. In ders., *Gesammelte Schriften Soziologische Schriften I* (R. Tiedemann, Hrsg.), Bd. 8 (S. 196–216). Suhrkamp.
- Adorno, T. W. (1977). Negative Dialektik. In ders., *Gesammelte Schriften Negative Dialektik Jargon der Eigentlichkeit* (R. Tiedemann, Hrsg.), Bd. 6 (S. 7–412). Suhrkamp.
- Adorno, T. W. (1980). Thesen über Bedürfnis. In ders., *Gesammelte Schriften Soziologische Schriften I* (R. Tiedemann, Hrsg.), Bd. 8 (2. Aufl., S. 392–396). Suhrkamp.
- Adorno, T. W. (1998). Kulturkritik und Gesellschaft. In ders., *Gesammelte Schriften Prismen* (R. Tiedemann, Hrsg.), Bd. 10 (S. 11–30). Suhrkamp.
- Adorno, T.W. & M. Horkheimer (1987). Dialektik der Aufklärung. In M. Horkheimer, *Gesammelte Schriften Dialektik der Aufklärung und Schriften 1940–1950* (A. Schmidt & G. Schmid Noer, Hrsg.), Bd. 5 (S. 13–291). Fischer.
- Allen, A. (2015). Emancipation without Utopia: Subjection, Modernity, and the Normative Claims of Feminist Critical Theory. *Hypatia*, 30(3), 513–529.
- Althoff, M.-L. (2017). *Macht und Ohnmacht mentalisieren: Konstruktive und destruktive Machtausübung in der Psychotherapie*. Springer.
- Amlinger, C. & O. Nachtwey (2022). *Gekränkte Freiheit: Aspekte des libertären Autoritarismus*. Suhrkamp.
- Bargetz, B. (2021). Das Politische alltagstheoretisch denken. *Widersprüche*, 41(162), 29–43.
- Bauer, U. & U. H. Bittlingmayer (2014). Pierre Bourdieu und die Frankfurter Schule. In ders., C. Keller & F. Schultheis (Hrsg.), *Bourdieu und die Frankfurter Schule. Kritische Gesellschaftstheorie im Zeitalter des Neoliberalismus* (S. 43–82). transcript.

- Benjamin, W. (1978). Ursprung des deutschen Trauerspiels. In ders., *Gesammelte Schriften I [Abhandlungen]* (R. Tiedemann & H. Schweppenhäuser, Hrsg.), Bd. 1, (S. 203–430). Suhrkamp.
- Benjamin, W. (1980). Der Autor als Produzent. In ders., *Gesammelte Schriften II [Aufsätze, Essays, Vorträge]* (R. Tiedemann & H. Schweppenhäuser, Hrsg.), Bd. 2, (S. 683–701). Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (2020). *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft* (27. Aufl.). Suhrkamp.
- Breitenstein, P. H. (2013). *Die Befreiung der Geschichte: Geschichtsphilosophie als Gesellschaftskritik nach Adorno und Foucault*. Campus-Verlag.
- Butler, J. (2001). *Psyche der Macht: Das Subjekt der Unterwerfung*. Suhrkamp.
- Butler, J. (2020). *The force of nonviolence: An ethico-political bind*. Verso.
- Desan, M. H. (2013). Bourdieu, Marx, and Capital: A Critique of the Extension Model. *Sociological Theory*, 31(4), 318–342.
- Eder, K. (1989). Klassentheorie als Gesellschaftstheorie Bourdieus dreifache kulturtheoretische Brechung der traditionellen Klassentheorie. In K. Eder (Hrsg.), *Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis: Beiträge zur Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus Klassentheorie* (S. 15–46). Suhrkamp.
- Ehrenberg, A. (2015). *Das erschöpfte Selbst: Depression und Gesellschaft in der Gegenwart* (2. erweiterte Aufl.). Campus.
- Foucault, M. (2019). *Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses* (21. Aufl.). Suhrkamp.
- Freud, S. (1982). Das Unbehagen in der Kultur. In ders., *Studienausgabe Fragen der Gesellschaft, Ursprünge der Religion* (A. Mitscherlich, A. Richard & J. Strachey, Hrsg.) Bd. 9 (S.191–270). Fischer.
- Fromm, E. (1989a). Zum Gefühl der Ohnmacht. In ders., *Gesamtausgabe in 12 Bänden Analytische Sozialpsychologie* (R. Funk, Hrsg.), Bd. 1 (S. 189–206). DVA.
- Fromm, E. (1989b). Studien über Autorität und Familie. In ders., *Gesamtausgabe in 12 Bänden. Analytische Sozialpsychologie* (R. Funk, Hrsg.), Bd. 1 (S. 139–187). DVA.
- Habermas, J. (2019). *Auch eine Geschichte der Philosophie. Vernünftige Freiheit. Spuren des Diskurses über Glauben und Wissen* (Bd. 2). Suhrkamp.
- Hahn, H. P. (2008). Konsum und die Ethnographie des Alltags. In B. Richard & A. Ruhl (Hrsg.), *Konsumguerilla: Widerstand gegen Massenkultur?* (S. 21–32). Campus-Verlag.
- Heller, Á. (1978). *Das Alltagsleben: Versuch einer Erklärung der individuellen Reproduktion*. Suhrkamp.
- Hill Collins, P. (2019). *Intersectionality as Critical Social Theory*. Duke University Press.
- Hoffmannsthal, H. v. (2015). Buch der Freunde. In ders., *Werke Aphoristisches Autobiographisches Frühe Romanpläne* (E. Ritter, Hrsg.), Bd. 37 (S. 9–168). Fischer.
- Honneth, A. (2010). *Das Ich im Wir: Studien zur Anerkennungstheorie*. Suhrkamp.
- Horkheimer, M. (1988). Traditionelle und kritische Theorie. In ders., *Gesammelte Schriften 1936–1941* (A. Schmidt, Hrsg.), Bd. 4 (S. 162–215). Fischer.
- Jaeggi, R. (2005). »Kein Einzelner vermag etwas dagegen«. Adornos Minima Moralia als Kritik von Lebensformen. In A. Honneth (Hrsg.), *Dialektik der Freiheit: Frankfurter Adorno-Konferenz 2003*. Suhrkamp.
- Jaquet, C. (2023). *Transclasses: A Theory of Social Non-reproduction*. Verso.
- Käch, R. (1988). *Eichendorffs Taugenichts und Taugenichtsfiguren bei Gottfried Keller und Hermann Hesse*. Haupt.
- King, V. (2022). *Sozioanalyse – Zur Psychoanalyse des Sozialen mit Pierre Bourdieu*. Psychosozial-Verlag.

- Klages, H. (1975). *Die unruhige Gesellschaft: Untersuchungen über Grenzen und Probleme sozialer Stabilität*. Beck.
- Kleinspehn, T. (1975). *Der verdrängte Alltag: Henri Lefebvres marxistische Kritik des Alltagslebens*. Focus-Verlag.
- Kohli, M. (1988). Normalbiographie und Individualität. Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes. In ders., W. Fuchs & F. Schütze (Hrsg.), *Biographie und Gesellschaft. Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*, Bd. 4 (S. 33–54). Leske + Budrich.
- Kracauer, S. (1971). Die Angestellten. Aus dem neuesten Deutschland. In ders., *Schriften Soziologie als Wissenschaft. Der Detektiv-Roman. Die Angestellten* (I. Mülder-Bach, Hrsg.), Bd. 1 (S. 207–304). Suhrkamp.
- Küpper, C. (2009). ‚Psychologie reicht ans Grauen nicht heran‘ – Adorno zu Individuum und Gesellschaft. *Forum Kritische Psychologie* 53. 119–135.
- Lefebvre, H. (1972). *Das Alltagsleben in der modernen Welt*. Suhrkamp.
- Lefebvre, H. (1974). *Kritik des Alltagslebens*. Hanser.
- Leipold, B. (2022). Chains and Invisible Threads: Liberty and Domination in Marx's Account of Wage-Slavery. In A. de Dijn & H. Dawson (Hrsg.), *Rethinking Liberty before Liberalism* (S. 194–214). Cambridge University Press.
- Lessenich, S. (2022a). *Nicht mehr normal: Gesellschaft am Rande des Nervenzusammenbruchs*. Hanser.
- Lessenich, S. (2022b). Wer hat Angst vor der »Identitätspolitik«? PROKLA. *Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft*, 52(209), 671–682.
- Lieb, D. (2022a). *Bataille reloaded: Für einen radikal aufgeklärten Souveränitätsbegriff*. theorieblog.de. <https://www.theorieblog.de/index.php/2022/11/bataille-reloaded-fuer-einen-radikal-aufgeklärten-souveraenitaetsbegriff/> [Zuletzt abgerufen am 21.11.2023]
- Lieb, D. (2022b). *Angst—Ekstase—Souveränität. Georges Bataille als Stichwortgeber einer Post-Kritischen Pädagogik*. Studentisches Symposium Bildung.
- Löhken, S., & Peters, T. (2020). *Lebe deine Macht!: Kraftvoll wirken in jeder Situation*. Kösel-Verlag.
- Löwenthal, L. (1934). Die Auffassung Dostojewskis im Vorkriegsdeutschland. *Zeitschrift für Sozialforschung* 3, 343–381.
- Löwenthal, L. (1937). Knut Hamsun. Zur Vorgeschichte der autoritären Ideologie. *Zeitschrift für Sozialforschung* 6, 295–345.
- Löwenthal, L. (1944/1980). Der Triumph der Massenidee. In ders., *Schriften Literatur und Massenkultur* (H. Dubiel, Hrsg.), Bd. 1 (S. 258–300). Suhrkamp.
- Löwenthal, L. (1946/1982). Individuum und Terror. In ders., *Schriften Falsche Propheten. Studien zum Autoritarismus* (H. Dubiel, Hrsg.), Bd. 3 (S. 161–174). Suhrkamp.
- Löwenthal, L. (1990). *Schriften Das bürgerliche Bewußtsein in der Literatur* (H. Dubiel, Hrsg.), Bd. 2. Suhrkamp.
- Lukács, G. (1977). Was ist orthodoxer Marxismus? In ders., *Werke, Frühschriften*, Bd. 2 (S. 171–198). Luchterhand.
- Marcuse, H. (1967). *Der eindimensionale Mensch: Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft*. Luchterhand.
- Marcuse, H. (1968a). Aggressivität in der gegenwärtigen Industriegesellschaft. In ders. (Hrsg.), *Aggression und Anpassung in der Industriegesellschaft* (S. 7–29). Suhrkamp.
- Marcuse, H. (1968b). Zur Kritik des Hedonismus. In ders., *Kultur und Gesellschaft I* (S. 128–168). Suhrkamp.
- Marcuse, H. (1970). *Triebstruktur und Gesellschaft*. Suhrkamp.
- Marx, K. (1978). Thesen über Feuerbach. In ders. & F. Engels, *Werke*, Bd. 3 (S. 5–7). Dietz.

Mau, So. (2022). *Stummer Zwang: Eine marxistische Analyse der ökonomischen Macht im Kapitalismus* (2. Aufl.). Dietz.

Mau, St. (2015). Die halbierte Meritokratie. In St. Mau & N. M. Schöneck (Hrsg.), *(Un-) Gerechte (Un-)Gleichheiten*, (S. 36–45). Suhrkamp.

Meisenheimer, J. (2009). Bald frei, bald unfrei. Dialektik in Adornos kritischer Theorie des Individuums. In S. Müller (Hrsg.), *Probleme der Dialektik heute* (S. 41–61). VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Miller, M. (1989). Systematisch verzerrte Legitimationsdiskurse. Einige kritische Überlegungen zu Bourdieus Habitusstheorie. In K. Eder (Hrsg.), *Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis: Beiträge zur Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus Klassentheorie* (S. 191–220). Suhrkamp.

Mourlane, D. (2013). *Resilienz: Die unentdeckte Fähigkeit der wirklich Erfolgreichen* (4. Auflage). BusinessVillage.

Müller, R. (2019). *Ressentiment: Wiege des Populismus*. Verlag Text & Dialog.

Neckel, S. (2015). Die Ungleichheit der Märkte. In St. Mau & N. M. Schöneck (Hrsg.), *(Un-) Gerechte (Un-)Gleichheiten* (S. 93–106). Suhrkamp.

Raimondi, F. (2020). Unheimliche Gewohnheiten. Hegel, Hoffmann, Benjamin. In J. Bilstein & G. Reuter (Hrsg.), *Haltung und Affekt* (S. 127–142). Böhlau Verlag.

Raimondi, F. (2023). Materialität, Affektformierung und ästhetischer Widerstand, oder worin der Feminismus plastischer ist als Joseph Beuys. *Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft*, 68(1), 13–30.

Rudlof, M. (2021). *Eigenmacht – die Krise als Chance zur Selbstfindung*. Institut für ganzheitliche Entwicklung und Bewusstsein. https://if-eb.com/wp-content/uploads/Artikel_2021-02_Eigenmacht.pdf.

Schauer, A. (2023). *Mensch ohne Welt. Eine Soziologie spätmoderner Vergesellschaftung*. Suhrkamp.

Schneider, G.-S. (2014). *Keine Kritische Theorie ohne Leo Löwenthal: Die Zeitschrift für Sozialforschung (1932–1941/42)*. Lang-Edition.

Stögner, K. (2022). Kritische Theorie und Feminismus – ein produktives Spannungsverhältnis. In dies. & G. A. Knapp (Hrsg.), *Kritische Theorie und Feminismus* (S. 11–36). Suhrkamp.

Tenhouten, W. D. (2016). The emotions of powerlessness. *Journal of Political Power*, 9(1), 83–121.

Thiersch, H. (1986). *Die Erfahrung der Wirklichkeit Perspektiven einer alltagsorientierten Sozialpädagogik*. Juventa Verlag.

Thomas, B. (2019). *Fang nie an aufzuhören: Das Mindset für Manager und Macher*. Campus Verlag.

Vogl, J. (2021). *Kapital und Ressentiment: Eine kurze Theorie der Gegenwart*. Beck.

Žižek, S. (2022). *Surplus-enjoyment: A guide for the non-perplexed*. Bloomsbury Academic.

ZUM AUTOR

Leon Kianzad studiert Soziologie im Master an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Zu seinen Forschungsinteressen gehören Sozial- und Gesellschaftstheorie, Kritische Theorie und Soziale Ungleichheit.

An dem Beitrag haben folgende Redaktionsmitglieder mitgearbeitet: **Annabell Lamberth, Lucas Steger und Helen Greiner**.

Open Access © 2024 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

Psychotherapie am Arbeitsplatz als regulativer Bestandteil des Postfordismus

von Robin Sachsenröder

Dieser Beitrag untersucht die Ausweitung psychotherapeutischer Interventionen am Arbeitsplatz aus einer regulationstheoretischen Perspektive. Diese Interventionen, wie Resilienzseminare, Stressregulations-Kurse und die Adressierung der Arbeitenden als psychosensible Wesen im Rahmen gesundheitsgerechter Führung, werden als hegemoniale Reaktion auf wachsende psychische Leiden im Arbeitskontext interpretiert. Sie gelten als Teil des postfordistischen Akkumulationsregimes. Die medizinische Prävalenz und diskursive Präsenz psychischer Leiden wird im Kontext der postfordistischen Organisation der Gesellschaft und Subjektivierung gesehen. Psychische Leiden stellen eine Teil-Krise dar, die sowohl emanzipatorisches Potenzial birgt, indem sie Forderungen nach besseren Arbeitsbedingungen fördern kann, als auch ein materielles Problem, da sie die Reproduktion der Arbeitskraft behindern. Psychotherapie unterstützt die Hegemonie des Kapitals, indem sie die Betroffenen wieder arbeitsfähig macht und die gesellschaftlichen Ursachen der Leiden abblendet.

77

abstract

Schlagwörter

Psychisches Leid; Gesundheitsmanagement; Postfordismus; Regulation; Subjektivierung

Psychische Belastungen in Unternehmen

Die Allgegenwart psychischer Erkrankungen lässt auch das Wirtschafts- und Arbeitsleben nicht unberührt. Dies nimmt nicht wunder, führen sie doch allein auf die BRD bezogen volkswirtschaftlich zu jährlichen Kosten in Höhe von 4,8% des gesamten BIP (OECD, 2018). Die Bedeutung einer psychisch gesunden Belegschaft wird so auch von gesellschaftlich hegemonialen Akteuren wie dem Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI) unterstrichen:

Für Unternehmen ist die psychische Gesundheit ihrer Beschäftigten zentral. Denn nebst dem Wunsch nach motivierten und zufriedenen Beschäftigten ist klar, dass psychische Erkrankungen zu weniger Leistung, Unfallgefahren und Fehlzeiten führen. Daher ist es auch gesetzliche Aufgabe und Ziel der Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber, Gefährdungen durch psychische Belastung zu reduzieren. (BDI, 2022)

In diesem Zuge ergreifen Unternehmen im Rahmen des betrieblichen Gesundheitsmanagements (BGM) verstärkt Maßnahmen, die auf die psychische Gesundheit der Beschäftigten abzielen. Zudem wird mehr und mehr die *Mental Health* der Beschäftigten vonseiten der Arbeitgeber als eine Ressource erkannt, die es auch durch eine psychosensible Unternehmens- und

Führungskultur zu bewahren gilt. Dieser Beitrag möchte das Phänomen aus einer regulationstheoretischen Perspektive heraus deuten. Dazu werden auf die psychische Gesundheit abzielende gesundheitsmanageriale Interventionen am Arbeitsplatz – entweder als handfeste, staatlich geförderte Präventivmaßnahmen in der Form von Resilienzseminaren, Stressregulations-Kursen und Entspannungstrainings, oder als diskursiv-ideologische Formation der Adressierung der Arbeiterinnen als psychosensible Wesen im Rahmen einer gesundheitsgerechten Führungskultur – als Ausdruck einer hegemonialen Antwort auf die sich im Arbeitskontext bahnbrechenden psychischen Leiden begriffen. Sie werden damit insgesamt als regulativer Bestandteil des postfordistischen Akkumulationsregimes eingeordnet. Es wird die Auffassung vertreten, dass die enorme medizinischen Prävalenz sowie die diskursive Präsenz psychischer Leiden in den historischen Kontext einer postfordistischen Organisation der Reproduktion von Gesellschaft und ihrer korrespondierenden psychologischen Subjektivierungsweise zu stellen sind und als leiblicher Ausdruck der Widersprüchlichkeit der psychologischen Subjektform innerhalb einer postfordistischen Arbeitswelt gefasst werden müssen. Die psychischen Leiden werden interpretiert als Teil-Krise des postfordistischen Akkumulationsprozesses, die einer Bearbeitung durch hegemoniale Akteure bedarf. So bergen arbeitsbedingte

psychische Erkrankungen einerseits emanzipatorische Potenziale, da sie Anstoß für kritische Forderungen nach mehr Lohn, weniger Arbeitsintensität und besseren Arbeitsbedingungen sein können und somit an der Legitimität der bestehenden Arbeitsverhältnisse rütteln. Andererseits werden sie zu einem materiell-ökonomischen Problem für den gesamten Akkumulationsprozess, da sie die Reproduktion von Arbeitskraft behindern.

Zu Beginn wird knapp das gesellschaftstheoretische Fundament der Untersuchung skizziert. Danach werden zentrale Charakteristika der postfordistischen Gesellschaft in Bezug auf die Organisation von Arbeit herausgearbeitet und die mit ihr korrespondierende psychologisierende Subjektivierung thematisiert. Anschließend wird sich dem psychischen Leiden als zeitgenössische Erfahrung gewidmet und gezeigt, wie postfordistische Arbeitsverhältnisse und Erschöpfung zusammenhängen. Das nächste Kapitel geht genauer auf die betriebliche Psychotherapie ein, die als hegemoniale Antwort auf diese Krisenerscheinung gedeutet wird. Darauf folgend wird der Beitrag der Psychologie am Arbeitsplatz zur Einhegung der sich in psychischen Erkrankungen ausdrückenden normativen und materiellen Krisenerscheinungen der Gegenwart betrachtet. Abschließend werden die Ergebnisse im Fazit zusammengefasst und ein Ausblick formuliert.

Theorierahmen: Die Regulationstheorie

Die Regulationstheorie bildet den konzeptionellen Rahmen des Beitrags. Sie ist grundsätzlich vom historischen Materialismus nach Marx inspiriert, lässt sich aber als Kritik und Erweiterungen der marxistischen Orthodoxie verstehen (Schipper, 2012). Sie erhebt den Anspruch, einen strikt gesellschaftstheoretischen Blick auf wirtschaftliche Prozesse zu forcieren und fragt grundsätzlich danach, wie sich zwecks der Selbsterhaltung vergesellschaftete Akteure in einer bestimmten Zeit die Natur aneignen, wie dieser Akt kollektiv organisiert ist und welche Machtbeziehungen und ideologischen Formen sich dadurch ergeben (Wullweber, 2010). Die Regulationstheorie als Theorie kapitalistischer Vergesellschaftung hebt dabei hervor, dass es sich im Kapitalismus um eine konflikt- und krisenhafte soziale Konstellation handelt, deren Persistenz ob ihrer Widersprüchlichkeit erklärungsbedürftig ist. Der zentrale Antagonismus besteht zwischen Arbeit und Kapital. Diese aufgrund gegensätzlicher Lagen im Produktionsprozess divergierenden Interessen der Klassen untereinander sowie die Konkurrenz innerhalb der jeweiligen Klasse machen es prima facie unwahrscheinlich, dass der Kapitalismus sich erhalten kann und die Kapitalakkumulation auf Dauer gelingt (Schipper, 2012).

Die Regulationstheorie ist zudem von der Beobachtung geleitet, dass sich der Kapitalismus trotz seiner Krisenhaftigkeit stets reproduzieren konnte und kein notwendiger, ihm inhärenter Mechanismus vorliegt, der zu seinem Zusammenbruch oder einer ihn überwindenden Revolution führt. So fokussiert sie die Frage nach der integrativen Kraft dieser Wirtschaftsweise und wendet sich politischen und kulturellen Formen zu (Sablowski, 2013). So führt die Regulationstheorie gegen die marxistische Orthodoxie zentral an,

80

daß [sic] der ökonomische Reproduktionsprozess nicht als abstrakt markt- oder wertgesetzlich gesteuert verstanden werden darf, sondern in einen Komplex von Institutionen und Normen eingebettet ist und das eben dieser erst zu garantieren vermag, daß die in einer von fundamentalen Antagonismen geprägten Gesellschaft immer divergierenden Handlungen von Individuen, Gruppen oder Klassen durch politisch-soziale Kämpfe und Konflikte hindurch mit den Bedingungen der Kapitalverwertung kompatibel werden. (Hirsch 1992, S. 219)

Das Konzept der Regulation soll so den Gegensatz von Struktur und Handlung überwinden. Die Theorie kritisiert das orthodox-strukturalistische Verständnis, wonach die Strukturen (bspw. die Warenform) quasi essentiell vorliegen und

mechanistisch das Handeln der Subjekte vorherbestimmen (Demirovic, 1992). Sie plädiert demnach für eine Refokussierung auf konkrete soziale Kämpfe. Sie argumentiert, dass es die tatsächlich handelnden und miteinander ringenden Subjekte und keine wesensmäßigen kapitalistischen Grundstrukturen sind, die die soziale (Re)produktion vollziehen. Strukturen sind nur das Ergebnis zwar konflikthafter, aber sinnhaft aufeinander abgestimmter sozialer Handlungen vieler Menschen, die jedoch für die Einzelne im gesellschaftlichen Durchschnitt zur entscheidenden Determinante des Handelns werden (Demirovic, 1992). Die in sich widersprüchlichen Logiken des Akkumulationsprozesses, d.h. die entscheidenden, die materielle Reproduktion unmittelbar angehenden Elemente des Kapitalismus: Warentausch, Lohnarbeit, Privatproduktion, Konkurrenz werden in Formen wie Ware, Geld, Staat und Recht prozessierbar. Der Antagonismus kann bewältigt werden, da durch sie die Gesellschaftlichkeit des Produktionsprozesses verschwindet (Naumann, 2000). Somit sind die „ökonomische[n] Formen kollektiver Praktiken selbst Ergebnis sozialer Kompromisse“ (Demirovic, 1992, S. 129), die jedoch nicht mehr als solche erschienen.

Alex Demirovic (1992) zufolge muss sich *jedes* elementare kapitalistische Verhältnis auf die Alltagsgewohnheiten und den Konsens der Individuen stützen, die



In der Lebensweise artikulieren sich Wissensformen, die den sozialen Verhältnissen in der Abblendung ihrer Gesellschaftlichkeit Permanenz verleihen.

wiederum von hegemonialen Wissensformen konstituiert sind. Die Subjektivität der Individuen ist durch dieses hegemoniale Wissen vermittelt, sie werden durch dieses überhaupt erst handlungsfähig. Somit ist es stets im gesellschaftlichen Reproduktionsprozess präsent. Demirovic schlägt damit eine Brücke zu diskurs- bzw. hegemonietheoretischen Ansätzen. Der Kampf um Subjektivierungsweisen und um Aussagen, die gesamtgesellschaftlich Geltung beanspruchen, ist Teil des institutionellen Komplexes, da die Subjektivierungen unmittelbar wirksam in ökonomischen Prozessen sind, in diesen „zur materiellen Gewalt“ (Demirovic, 1992, S. 153) werden. Soziale Kompromisse betreffen also materielle Kämpfe und solche um die Führung von Subjekten gleichermaßen, da diese ineinander verschränkt sind. Die bürgerliche Hegemonie im Kapitalismus fußt auf materiellen Konzessionen an die Subalternen sowie der Verallgemeinerung einer den Herrschaftsverhältnissen entsprechenden, durch diskursives Wissen vermittelte Lebensweise, an der sich die Individuen orientieren (Eversberg, 2014). In der Lebensweise artikulieren sich Wis-

sensformen, die den sozialen Verhältnissen in der Abblendung ihrer Gesellschaftlichkeit Permanenz verleihen. Demnach können die oben genannten Formen als die Bedingungen der Kapitalverwertung historisch-konkret gar nicht ohne einen solchen vermittelnden institutionell-normativen Komplex gedacht werden, der, wie erörtert, Diskurse und Arten der Selbstführung mit einschließt (Naumann, 2000). Die Menschen müssen sich der Tendenz nach immer schon angemessen selbst führen und werden im Durchschnitt in einer mit der historischen Ausprägung der Kapitalverwertung kompatiblen Weise durch die Institutionen subjektiviert (Opratko, 2012). Die kapitalistische Gesellschaft ist schon immer reguliert. Während also die sozialen Formen die kollektiven Verhaltens- und Deutungsmuster der Subjekte der Tendenz nach so vorprägen, dass der kapitalistische Herrschaftszusammenhang, in der sich einseitig die Mehrarbeit angeeignet wird, grundsätzlich unberührt bleibt, ist der institutionelle Komplex zu verstehen als die ihrerseits aus sozialen Kämpfen hervorgehende historisch-konkrete Materialisierung dieser Formen (Hirsch, 1992).

Der Prozess der Regulation kann also verstanden werden als das formbestimmte konflikthafte Aushandeln von widerstreitenden Interessen, das in einem einigermaßen stabilen wirtschaftlichen Wachstumsmodell, dem Akkumulationsregime, und einer korrespondierenden kulturell-politischen Regulationsweise mündet. Das Akkumulationsregime ist die historische Art der Mehrwertproduktion, bestehend aus Produktions-, Lohn- und Konsumformen (Dörre, 2009). Die Regulationsweise ist die aus formgeleiteten sozialen Kämpfen hervorgegangene institutionelle Gesamtheit an Diskursen, Subjektivierungsweisen, Gesetzen und Normen, die die Subjekte derart prägen, dass ihre Praxis im Einklang mit dem Akkumulationsregime steht (Hirsch, 1992). Ein gelungener Regulationsprozess besteht in der hinreichenden Kompatibilität von Regulationsweise und Akkumulationsregime. Er ist „die kontingente Lösung einer sozialen Krise und impliziert seinerseits neue Formen der sozialen Polarisierung und damit der Krisenentwicklung“ (Demirovic, 1992, S. 145). Er bringt eine stabile Gesellschaftsformation hervor, in der die Kapitalakkumulation vorläufig gelingt, die in sich durch die widersprüchlichen Formen aber wieder konfliktreich ist und lediglich die Orientierungsmuster neuer sozialer Kämpfe vorgibt.

Postfordismus und das Psychische Subjekt

In diesem Abschnitt soll eine zentrale Subjektivierungsweise der Gegenwart dargestellt werden, durch die die Virulenz psychischen Leidens verständlich werden soll. Die Subjektivierungsweise wird als Teil des regulativen Arrangements einer Gesellschaftsformation gefasst, die als Postfordismus bezeichnet wird und zunächst skizziert wird.

Der Postfordismus ist ein einigermaßen stabiler historischer Block, der als vorläufige regulative Lösung der Verwertungs- und Legitimationsprobleme des Fordismus beschrieben werden kann. Die Akkumulation im Postfordismus ist gekennzeichnet durch global verteilte Produktionsketten, deregulierten und flexibilisierten Kapitalverkehr und einer großen Bedeutung der Finanzmärkte (Schipper, 2012). Im Vergleich zum Fordismus werden verstärkt spezialisierte Produkte in kleineren Losgrößen in vertikal desintegrierten Unternehmensnetzwerken gefertigt und überschüssiges Kapital in Finanzprodukte und weniger in die Produktion investiert (Kohlmorgen, 2004). Die Steuerung der Produktion erfolgt anders als im Fordismus, wo hierarchische und direkte tayloristische Kontrolle am Arbeitsplatz dominierte, dezentral und marktgesteuert, indem wichtige Entscheidungskompetenzen auf die operative Ebene verlagert und die Be-

schäftigten unmittelbar mit dem Druck des Marktes konfrontiert werden (Menz et al., 2019). Darüber hinaus wurde die Arbeitstätigkeit im Gesamten informalisiert und flexibilisiert sowie der Aufgaben- und Kompetenzbereich für die einzelne Arbeiterin ausgedehnt. Die Autonomie der Beschäftigten wird so gezielt gefördert und die Kontrolle erfolgt eher indirekt über die Vorgabe von Zielen (Schmidt, 2018). Die Regulation des Postfordismus lässt sich mit Lars Kohlmorgen als „kompetitiv-konkurrenzziell“ (2004, S. 189) bezeichnen. Die fordistische Monopol- bzw. Oligopolstruktur bedingte eine relative Einhegung der Konkurrenz zwischen den Betrieben. Durch die Deregulierung wurde diese Struktur aufgelöst, in den Unternehmen herrscht fortan stärkerer „Innovations-, Rationalisierungs- und Umstrukturierungsdruck“ (Kohlmorgen, 2004, S. 177), der an die Arbeitskräfte weitergegeben wird. Im Zuge dieser wettbewerbsgetriebenen Regulation kommt es auch zu einer De-Solidarisierung innerhalb der Beschäftigten sowie zu einem Individualisierungsschub, der in allen Lebensbereichen wirksam ist (Schmidt, 2018). Dies steht im Zusammenhang mit einem Umbau des Sozialstaats, der die Sozialleistungen erheblich kürzt und sie an Bedingungen der Eigenverantwortlichkeit und Aktivität knüpft (Lessenich, 2009). Die Umstrukturierungen werden getragen von hegemonialen Diskursen und Wissenspraktiken, die die politisch durchgesetzte Flexibilität des Kapitals und

die daraus resultierende Abhängigkeit als einen rein sachlichen Zwang konstruieren. Sozialstaatliche Interventionen werden als Verzerrung eines freien Marktgeschehens, dessen Mechanismen eine eigene Erkenntnis kraft beigemessen wird, gebrandmarkt (Ötsch, 2019). Eigenverantwortlichkeit, Aktivität und Leistungsbereitschaft sind so einerseits zu einem bedeutsamen Element innerhalb der postfordistischen Rechtfertigungsordnung geworden, insofern soziale Hierarchien und verschärfte Ungleichheiten mit Faulheit und fehlendem Engagement erklärt werden können. Andererseits sind sie zentrale Erfordernisse mit alltagspraktischer Relevanz, um innerhalb dieser Verhältnisse den Lebensunterhalt zu bestreiten.

In der arbeitssoziologischen Diskussion dominiert zudem das Verständnis, dass subjektivierte Arbeitsverhältnisse kennzeichnend für den Postfordismus sind. Sie werden als Element und Folge der Restrukturierung der Arbeits- und Produktionsbedingungen betrachtet (Kratzer et al., 2003). In ihnen sind Beschäftigte dazu aufgerufen, freiwillig und aus eigenem Antrieb ihre die gesamte Persönlichkeit umfassenden Potentiale am Arbeitsplatz einzubringen. Ihre kommunikativen, emotionalen, reflexiven und kreativen Ressourcen werden in einem eher wissens- und dienstleistungsbasierten Postfordismus, in dem flexibel und spontan auf das Marktgeschehen reagiert werden muss und häufiger Kundenkontakt auf

der Tagesordnung steht, als Produktivkraft erkannt, die im Sinne der Kapitalverwertung eingesetzt werden kann. Der Zugriff auf die Subjektivität seitens der Betriebe erfolgt dabei mittels der Gewährung größerer Handlungsspielräume und der Evozierung einer intrinsischen Leistungsbereitschaft, wobei die Gestaltung der Rahmenbedingungen der Arbeit weiterhin der Unternehmensleitung vorbehalten ist (Marss, 2018). Ziel ist es, die Arbeitskraft zur Aufopferung für das Unternehmen unter Aufwendung ihrer gesamten, über technisch-sachliche Fähigkeiten hinausweisenden Fähigkeiten zu bewegen. Hans J. Pongratz und Günter Voß diagnostizieren einen fundamentalen Wandel der Ware Arbeitskraft vom „verberuflichten Massenarbeitnehmer des Fordismus“ zum „verbetrieblichten Arbeitskraftunternehmer des Postfordismus“ (Pongratz & Voß, 1998, S. 155). Das der kapitalistischen Vergesellschaftung inhärente Problem der Transformation von gekaufter Arbeitskraft in tatsächlich verausgabte Arbeit wird damit vom Management in das Innere der Arbeitskraft verlegt, sie muss sich durch Selbstkontrolle selbstverantwortlich und proaktiv im Arbeitsprozess einbringen (Pongratz & Voß, 1998).

Im Hinblick auf die konkrete Beschaffenheit des Subjekts der postfordistischen Arbeitswelt hat Alexandra Rau darauf hingewiesen, dass die arbeitssoziologische Debatte um Subjektivierung oft von einem

essentialisierenden Subjektbegriff geleitet ist, der dieses als vorgesellschaftlich und ahistorisch mit Freiheit und Autonomie assoziiert und insinuiert, dass noch nicht vergesellschaftete Restposten des Subjekts unter die Logik des Kapitals subsumiert werden. Unter Rückgriff auf Foucault argumentiert sie, dass Subjekte erst durch soziale Machtverhältnisse hindurch ins Werk gesetzt werden und die Form, in der Individuen ihr Selbstsein erleben, je historisch gebunden ist. Die Frage, die zu einem tieferen Verständnis der Verschränkung von Subjekt und Betrieb führt, besteht also nicht darin, ob bzw. wie stark Subjektivierung stattfindet, sondern welche Subjekte zu einer bestimmten Zeit produziert werden und welche eigenständigen, vom Kapitalverhältnis unabhängigen Machtformen in der Subjektproduktion involviert sind (Rau, 2010). Raus Konzeption von Subjektivierung kann sehr gut in das bisher erarbeitete Verständnis kapitalistischer Regulation integriert werden. Wie beschrieben, sind bei der Prozessierung gesellschaftlicher Widersprüche die alltäglichen Lebenspraxen und Bewusstseinsformen immer schon involviert, denn auf Konsens beruhende Herrschaft benötigt Subjekte, die durch ihr Handeln kapitalistische Formen reproduzieren. Aus regulationstheoretischer Sicht muss Raus These beigefügt werden, dass eine stabile Gesellschaftsform unter kapitalistischer Herrschaft mit einer Subjektivierungsweise korrespondiert, die die historische Form

der Kapitalverwertung komplementiert. Die Subjektivierung erfolgt innerhalb eines historischen Blocks also nicht willkürlich. Sie ist selbst ein umkämpftes Terrain und mit materiellen Interessen verschiedener sozialer Akteur*innen verschränkt. Die sozialen Gruppen beteiligen sich an der konflikthafter Produktion gesellschaftlich dominanten Wissens, wobei im Kapitalismus bürgerliche Weltdeutungsweisen strukturell privilegiert bleiben. Wissen und Subjekt stehen dabei in einem engen Zusammenhang, da die Individuen in ihrer alltäglichen Lebenspraxis auf die Wissensformen Bezug nehmen. In ihnen wird verhandelt, was eine gute und richtige Lebensführung ausmacht. Selbstverständlich ist eine dominante Subjektivierung nicht allein aus dem Kapitalverhältnis ableitbar, sondern ist aus vielfältigen Kämpfen geboren und nimmt Anleihen an unterschiedlichen Diskursen, die teils nur sehr mittelbar etwas mit dem gesellschaftlichen Produktionsprozess zu tun haben. Zudem geraten die Subjekte durch ihre historisch gerahmte Handlungsfreiheit und materiellen Interessen immer wieder mit der hegemonialen Subjektivierung in Konflikt und eignen sich die Subjektideale auf individuelle und gebrochene Weise an. Die konkrete Ausformung des Subjekts ist also hochgradig kontingent, wie Rau zu Recht betont. Diese Diskurse verbinden sich jedoch mit den konkreten sozialen Kämpfen, werden moduliert und popularisiert, wenn sie innerhalb eines

kapitalistischen Regimes zum Bestandteil einer hegemonialen Subjektivierungsweise werden. Die von Rau hervorgehobene relative Eigenständigkeit und Unabhängigkeit der Wissenspraktiken vom Kapitalverhältnis, ist aus regulationstheoretischer Sicht begrenzt, da die Hegemonial-Werdung von Wissensformen mit materiellen Interessen und Kämpfen verbunden ist. Ökonomische Logiken und die dominante Subjektivierungsweise gehen eben nicht zufällig „Beziehungen und Wahlverwandtschaften [ein]“ (Rau, 2016, S. 649), sondern sind immer schon durcheinander vermittelt.

Eine zentrale Subjektivierungsweise der Gegenwart adressiert das Subjekt als Wesen mit einer hochgradig gestaltbaren und individuellen Innerlichkeit, die es zum persönlichen Fortkommen umarbeiten muss. Diese psychologische Subjektivierung als gesellschaftlich dominante Anrufungsstruktur wird von Alexandra Rau bestimmt „als ein materialisiertes Ensemble von modernen Konzepten und Praxen des Selbst [...], das es dem Einzelnen erlaubt, sich praktisch und sinnhaft als individualisiertes Subjekt zu sich und anderen ins Verhältnis zu setzen und dieses Verhältnis durch eine reflektierte Arbeit am Selbst führen und verändern zu können“ (2010, S. 179). Zentral für die gegenwärtige Vorstellung von Psyche ist demgemäß, dass sie einen reflexiven Zugang zu Empfindungen, Gewohnheiten, Gemütszuständen und Einstellungen offeriert und bestimmte

Techniken bereitstellt, mit denen diese verändert werden können (Bösel, 2022). Das innere Selbst wird – wie Rau schreibt – begehrt, da es innerhalb der psychologischen Diskurse mit der Idee der Freiheit, Authentizität und der Wahrheit verbunden wird. Psychische Selbsttechniken sollen dabei die innere Wahrheit hervorbringen. Im Ausgang des Fordismus erfolgte Rau zufolge ein bis heute anhaltender „Psychoboom“ (2010, S. 268), bei dem das psychische Subjekt Hegemonie erlangt. Das Innenleben wird in der Genealogie der Psyche als Idee erstmals als etwas konzipiert, das hochgradig fluide, flexibel und steuerbar ist. Das Anwendungsgebiet der Psychotherapie wird von als psychisch gestört klassifizierten Personen ausgeweitet auf die gesamte Bevölkerung, was mit einer erheblichen Popularisierung einhergeht. Zudem sind die neuen, eher verhaltenstherapeutisch ausgerichteten Methoden weniger abhängig von einer professionellen Anleitung (wie zum Beispiel die Psychoanalyse) und finden so vor allem durch Ratgeberliteratur Einzug in den Alltag (Rau, 2010). Die Virulenz psychologisierender Selbsttechniken ohne primär medizinisch-klinischen Impetus wie Meditation, Yoga und Glückstagebuch-Führen stehen ebenso im Zeichen der Hegemonialwerdung des psychischen Subjekts, genauso wie die Anrufung zur Introspektion und stetigen Reflexion und Artikulation ‘tiefliegender’ Gefühle (Illouz, 2006; Bösel, 2022). Die Dominanz dieser

Vorstellung von Psyche ist eng mit einer veränderten Konzeption von Gesundheit verschränkt, dem Übergang von der Pathogenese zur Salutogenese. Früher wurde Gesundheit pathogenetisch definiert durch die Abwesenheit von Krankheit. Der Therapie i.w.S. kam die Aufgabe zu, die Krankheit zu heilen. Gesundheit war ein Normalzustand, der keiner weiteren Aktivität bedurfte. Die Salutogenese löst die Binarität von Krankheit und Gesundheit auf und propagiert eine stetige Arbeit am Selbst, um „ein Mehr an Gesundheit, auch ein Mehr an Gefühlen, an Authentizität“ (Rau, 2010, S. 276) zu erreichen. Normal ist demnach nicht die Nicht-Kranke, sondern diejenige, die stetig psychotherapeutisch an sich selbst arbeitet und arbeiten lässt (Junge, 2008). Diese salutogenetische Gesundheitskonzeption beschreibt die Umwelt des Subjekts als Ausgangspunkt neutraler Reize und macht den Umgang des Individuums mit diesen zur Determinante des Wohlbefindens. Das Individuum wird so für seine Empfindungen verantwortlich gemacht und muss mit den neutralen Anforderungen der Umwelt adäquat umgehen (Brunnett, 2016).

Worin besteht nun die Funktionalität der Hegemonie des psychologischen Subjekts für den postfordistischen Modus der Kapitalverwertung? Geht es um den Beitrag zur Rechtfertigungsordnung, führt die psychologische Subjektivierung wie schon angerissen augenscheinlich zu einer

Entpolitisierung und Dethematisierung sozialer Verhältnisse (Rau, 2016). Aus der scheinbaren Wandlungsfähigkeit der psychischen Dispositionen geht zudem der Imperativ hervor, sie entsprechend der Kapitalverwertungsbedingungen zu modellieren. Die Hegemonialwerdung des psychischen Subjektes etabliert die Vorstellung, dass der individuelle Umgang mit äußerlichen Faktoren hochgradig gestaltbar sei und dass das Subjekt sich für sein Wohlbefinden nur hinreichend anpassen müsste. Dafür sollen die Einzelnen ihr Inneres derart mittels Selbsttechniken bearbeiten, dass diese mit den postfordistischen Rahmenbedingungen vereinbar sind. Die Psyche wird zum Betätigungsfeld der Arbeit am Selbst, da sie einerseits Widerstandsfähigkeit und Gesundheit in einer unsicheren Zeit, andererseits Selbsterkenntnis- und verwirklichung verspricht.

Die Subjektivierungsform im Modus der Psyche verankert Rau zufolge darüber hinaus die postfordistischen Normen bzw. Erfordernisse der Eigenverantwortung, Aktivität und Flexibilität im Subjekt – eben durch ihr Beharren auf der Fluidität und Steuerbarkeit innerer Zustände und Verhaltensweisen und auf der Notwendigkeit der therapeutischen Selbstarbeit (2010). Sie schafft damit eine Existenzweise, die einer Ausrichtung des gesamten Lebens an einer Kosten-Nutzen-Maximierung zugehört, da er mit den genannten Normen korrespondiert und Subjekte sich so als

moralisch und gesund erfahren können (Traue, 2010). Die psychische Arbeit am Selbst stellt so in einem weiteren Sinne Handlungs- und Gesellschaftsfähigkeit in einer postfordistischen Gesellschaft her, in der es tatsächlich notwendig für das eigene Fortkommen ist, sich flexibel, unternehmerisch und eigenverantwortlich zu verhalten.

Psychische Leiden im Postfordismus

Wie im letzten Kapitel beschrieben, korrespondiert das postfordistische Akkumulationsregime mit einem 'psychologischen' Subjekt, das seine Existenz in Kategorien der Psyche erfährt und das Handeln danach ausrichtet. Es liegt demgemäß nahe, dass die Virulenz des psychischen Leids mit der Hegemonie des psychischen Subjektes zusammenhängt. Bei der Betrachtung des Phänomens mentaler Erschöpfung darf meines Erachtens hinter die Einsicht der Historizität des psychischen Subjektes nicht zurückgefallen werden, indem dieses positivistisch als naturwissenschaftlich messbare Krankheit aufgefasst wird. Geschieht dieser Rückfall, wird den aufgeführten Therapeutisierungsdiskursen mit all ihren gesellschaftspolitischen Wirkungen Vorschub leistet. Wie Stefanie Graefe (2019) betont, läuft man damit Gefahr, den Aufruf zur stetigen Selbstoptimierung zu unterstützen sowie die Erkrankten für ihre

Leiden selbst verantwortlich zu machen. Auf der anderen Seite kann den Subjekten nicht ihre reale Leiderfahrung abgesprochen werden, auch da sie Anknüpfungspunkt für kritische und emanzipatorische Praktiken sein kann. Daher werden seelische Leiden als Resultat der psychologischen Subjektivierung eingeordnet, die Leiden in psychische Kategorien übersetzt bzw. psychische Probleme zu einer gesellschaftlich akzeptierten Form von Leiden macht. Die seelische Erschöpfung als etwas, worüber gesamtgesellschaftlich gesprochen wird, ist demgemäß in den Kontext jener Diskurse und Subjektivierungsweisen zu stellen. Therapieangebote und Selbsttechniken, die zur Linderung von psychischen Verwerfungen in Anschlag gebracht werden, sind gemäß meiner Perspektive also auch nicht einseitig als Multiplikatoren eines psychologisierenden Herrschaftsdiskurses zu deuten, sondern helfen den sich als psychisch verstehenden Subjekten tatsächlich, ihr Leiden zu verarbeiten und zu mindern.

Psychische Leiden werden sowohl in der fachlich-soziologischen als auch in der öffentlichen Diskussion häufig mit postfordistischen Anforderungen und Belastungen am Arbeitsplatz in Verbindung gesetzt (Graefe, 2019). Dies überrascht aus regulationstheoretischer Sicht nicht, da das psychische Subjekt wie skizziert eng mit historischen Kapitalverwertungsbedingungen verflochten ist, die sich konkret

in alltäglichen Praktiken am Arbeitsplatz artikulieren. Die Leiden sind insgesamt in einem Kontext zu sehen, in denen die Arbeitsintensität durch Personalabbau und Rationalisierung für die Einzelne gestiegen ist (Kratzer, 2020). Dies führt allein zu einer höheren Wahrscheinlichkeit für eine Depressionserkrankung (Rau et al., 2010). Des Weiteren leben die Arbeiter infolge eines Rückbaus sozialstaatlicher Leistungen sowie weitreichender Deregulierungen von Beschäftigungsverhältnissen tatsächlich materiell prekär(er) bzw. herrscht ein größeres Unsicherheitsbewusstsein vor (Nachtwey, 2016). Sie sind permanent in Sorge, die eigene (Arbeits)marktgängigkeit aufrechtzuerhalten und büßen so an Souveränität und Regenerationszeit ein, was sich als psychische Belastung manifestiert (Pröll, 2013). Darüber hinaus ist ein starker Leistungsdruck als Ausdruck der für den Postfordismus typischen kompetitiven Regulation charakteristisch für die heutige Arbeitswelt und greift auch auf die Zeit der Reproduktion über. Wettbewerbe fordern den einmal erreichten Status ständig heraus und evozieren dauerhaft Druck. Seelische Erschöpfung ist so als Artikulation des Unbehagens am alltäglichen Stress zu begreifen (Neckel & Wagner, 2013).

Ein anderer zentraler Erklärungsansatz nimmt ein bekanntes Konzept aus den 1970er Jahren auf, das das Burnout-Syndrom auf einen enttäuschten Idealismus in sozialen Berufen zurückführt. Die

Hoffnung auf Selbstentfaltung und Weltverbesserung über den Beruf stieß auf rigide Bürokratie, unzureichende Ressourcen und festgefahrene Ungleichheitsstrukturen, die die Bemühungen teils scheitern ließen. Dies führte bei den derart emotional Involvierten und Engagierten zu einem Gefühl des Ausgebranntseins (Thunmann, 2013). Heute ist in subjektivierten Arbeitsverhältnissen eine derartige Haltung zur Arbeit weitverbreitet und die Selbstverwirklichung in der Arbeit zu einer Norm avanciert, an der man sich misst und gemessen wird. Es handelt sich in postfordistischen Arbeitsverhältnissen demnach um eine „standardisierte Selbstverwirklichung“, bei der es gilt, „auf eine Art und Weise authentisch zu sein, die vom Arbeitgeber vorgegeben wird.“ (Thunman, 2013, S. 75) Die strukturellen Arbeitsbedingungen konfliktieren mit dem Prinzip der Authentizität und Selbstverwirklichung im Beruf. So geraten heutzutage immer mehr Menschen in eine Spirale, in der enttäuschte Erwartungen und verfehlte Normen der Selbstverwirklichung mehr Anstrengung am Arbeitsplatz bedeuten, die wiederum größere Enttäuschungen hervorbringen und letztlich zum seelischen Kollaps führen (Voß & Weiß, 2013).

Ein nächster Punkt, der zu mentalen Belastungen im Arbeitskontext führt, besteht im Widerspruch zwischen einem bestimmten Autonomiemodus und bestehenden Kontrollformen bei der Arbeit.

Demnach leiden die Arbeiter „unter den neuartigen psychosozialen Anforderungen, die entstehen, wo ambivalente Freiheiten mit diffusen indirekten Herrschaftsformen verknüpft sind [...]“ (Voß & Weiß, 2013, S. 35-36). Die Arbeitstätigkeit läuft im Vergleich zum Fordismus tatsächlich wesentlich selbstorganisierter ab. Gleichzeitig wird indirekt Kontrolle über „Zielvereinbarungen, strikte Ergebnis- und Qualitätskontrollen, harten Termindruck, Ressourcenbegrenzung, soziale[n] Druck [und] betriebskulturelle Indoktrination“ (Voß & Weiß, 2013, S. 33) ausgeübt. Die Disziplinierung der Arbeiter erfolgt so wesentlich über den Markt als scheinbar objektive Macht (Menz & Nies, 2019). Die Autonomie, die in postfordistischen Arbeitsverhältnissen als zentrale Norm wirksam wird, ist somit Graefe zufolge eine, die sich auf die Formel „Selbstorganisation ohne Selbstbestimmung“ (2019, S. 83) bringen lässt. Es handelt sich demgemäß um eine ‚gekürzte‘ Autonomie, bei der zwar das Ziel der eigenständigen Handhabung des Alltags prononciert wird, das Prinzip der Setzung selbst gewählter Prinzipien aber marginalisiert wird. Die Beschäftigten sind anstelle einer freiheitlichen Entfaltung so eher „hohen Erwartungen an dezentrale Koordination, Selbstorganisation und Selbstökonomisierung“ (Pröll, 2013, S. 34) ausgesetzt. Sie reiben sich auf, die vom Unternehmen gesetzten Ziele zu erreichen und sind beim Scheitern auf sich zurückgeworfen.

Abseits des konkreten Arbeitskontext komme ich zu der Deutung, dass die psychologische Subjektivierungsweise mit ihrer therapeutischen Erzählung an sich schon ein großes Potential zum seelischen Leid bereithält. Allen voran die Vorstellung, die eigenen Emotionen und Gefühlsregungen durch neurolinguistisches Programmieren, Resilienztraining oder emotionale Intelligenz umfassend steuern zu können und durch bloße Selbstarbeit zur Glückseligkeit zu gelangen, setzt die Individuen unter hohen normativen Druck (Neckel, 2008). Eva Illouz hat in diesem Zusammenhang betont, dass durch die therapeutische Erzählung psychisch interpretiertes Leid, wenn nicht hervorgebracht, so doch mindestens institutionalisiert wird, da der performativen Bearbeitung traumatischer Leiderfahrungen ein identitätskonstituierender Effekt beigemessen wird. Die Überwindung der Leiderfahrung führe zu einem persönlichen Wachstum, zur Überwindung eines je nach Therapiesituation inneren Mangels und letztlich zur Erreichung von Gesundheit. Diese bleibt jedoch konstitutiv unbestimmt und fungiert innerhalb der Erzählung als leerer Signifikant. Als große Verheißung regt sie zur Introspektion an und lässt frühere Banalitäten als krankhafte psychische Dispositionen erscheinen, die es durch therapeutische Techniken umzuarbeiten gilt (Illouz, 2013).

In der seelischen Erschöpfung manifestiert sich insgesamt der Widerspruch zwischen psychologisierenden Subjektivierungsformen, die das aktive, eigenverantwortliche Subjekt propagieren und in der stetigen Arbeit am Selbst ein Wachstums- Wahrheits- und Selbstentfaltungsversprechen verankern und andererseits herrschaftsförmigen, normativen und ökonomischen Druck ausübenden Strukturen.

Psychotherapie am Arbeitsplatz als hegemoniale Antwort des Kapitals

Psychische Leiden werden in diesem Abschnitt als legitimatorisches und materielles Problem der postfordistischen Ordnung gedeutet. Psychische Leiden stellen erstens die postfordistische Rechtfertigungsordnung in Frage. Als gesellschaftsübergreifende Problematisierung des Subjektseins im flexiblen Kapitalismus ist sie „eine mögliche Quelle von individueller wie kollektiver Kritik“ (Graefe, 2019, S. 56). Die durch die Psychologisierung bereitgestellte Sprache bzw. die durch sie vermittelte Erfahrung der Erschöpfung kann „durchaus eine kritische Reflexion der eigenen Arbeitsbedingungen anregen, und die wiederum kann die eigene ‚leidenschaftliche Verhaftung‘ an die Erwerbsarbeit schwächen“ (Graefe, 2019, S. 63). Demgemäß darf die psychologisierende Subjektivierungsweise nicht als derart einseitig und stabil gedacht werden,

dass sie ausschließlich konformistische Subjekte schaffe. Vielmehr ist sie selbst von „Widerständen und Gegenführungen“ (Rau, 2010, S. 284) durchzogen. Regulationstheoretisch könnte man davon sprechen, dass es sich um eine widersprüchliche und daher brüchige Subjektivierung handelt, die stets umkämpft ist. Der emanzipatorischen Aneignung und Nutzung des Vokabulars der Erschöpfung wird daher meines Erachtens vonseiten der Betriebe Einhaltung geboten, um einer Politisierung und damit verbundenen Forderungen der Beschäftigten beispielsweise nach mehr Personal, weniger Arbeitszeit oder höherer Entlohnung vorzubeugen. Dies gelingt zuvorderst durch die Linderung der Leiden durch auf die psychische Gesundheit der Beschäftigten abzielenden Maßnahmen der Unternehmen. Jedoch handelt es sich bei der betrieblichen Prävention auch um Kämpfe der Deutung von seelischem Leid, die in den psychotherapeutischen Interventionen mitschwingen.

Neben der legitimatorischen Dimension bricht sich für den postfordistischen Block aber ein unmittelbares materielles Problem Bahn: Die ökonomischen Kosten, die aufgrund psychischer Erkrankungen und Belastungen entstehen. Psychische Leiden interpretiere ich als Reproduktionsproblem von Arbeit im flexiblen Kapitalismus, da sich die Arbeitskraft im Falle psychischer Erkrankungen nicht mehr bzw. nicht hinreichend reproduzieren kann. Dies führt zu

immensen gesundheitsökonomischen Kosten, zu hohen Produktionsausfällen und damit zu weniger Profit. So entstanden laut dem Bundesministerium für Arbeit im Jahr 2011 aufgrund psychischer Erkrankungen 59,2 Millionen Arbeitsunfähigkeitstage (Latocha, 2013). Die unmittelbaren Gesundheitskosten psychischer Erkrankungen beliefen sich im Jahr 2019 laut der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie, Psychosomatik und Nervenheilkunde auf 44,4 Milliarden Euro (DGPPN, 2019). Zählt man die indirekten Kosten dazu, die sich aus Produktionsausfall und Leistungsminderung zusammensetzen, kommt man gemäß der OECD deutschlandweit auf einen Anteil von 4,8 Prozent am gesamten BIP (OECD, 2018), was für das Jahr 2021 Kosten in Höhe von 171,4 Milliarden Euro entspricht.

In der Managementliteratur wird durchweg auf die wachsende Bedeutung der psychischen Gesundheit in der *Arbeitswelt 4.0* hingewiesen und die psychische Gesundheit als der zentrale, über den Unternehmenserfolg und das individuelle Wohlergehen entscheidende Faktor ausgemacht.¹ Die Maßnahmen sollen die psychische Stabilität der Arbeiter gewährleisten, die im Kontext einer wahrgenommenen unüberblickbaren Komplexität der Organisationsumwelt sowie stark fluktuierender Markterfordernisse und einer damit einhergehenden Hinfälligkeit langfristiger strategischer Planung

für die gesamte Organisation gemäß der Managementdiskurse umso bedeutender geworden ist (Graefe, 2019).² Daher lässt sich mutmaßen, dass die Beschäftigten seitens der Unternehmensleitung vermehrt als psychisch vulnerable Wesen adressiert werden und sämtliche Maßnahmen des BGM (auch) auf die psychische Gesundheit abzielen.

Die Tragweite der konkreten Maßnahmen lässt sich nur ungefähr abschätzen, es liegen aber Zahlen vor, die die weite Verbreitung der Psychotherapie i.w.S. am Arbeitsplatz belegen. Laut einer Studie führen 55,3% der Unternehmen eine psychische Gefährdungsbeurteilung durch, wovon wiederum 45,4% tatsächlich Maßnahmen entwickeln und umsetzen (Zeitschrift Personalwirtschaft, 2020). Nach dem Präventionsbericht der Krankenkassen wurden 2018 insgesamt 2,157 Millionen versicherte Beschäftigte in 19.544 Betrieben allein durch von den Krankenkassen teilfinanzierte betriebliche Gesundheitsförderung (BGF) erreicht. Dabei ist ein starker Trend der Ausbreitung von BGF festzustellen: Im Jahr 2009

wurden lediglich 5.353 Unternehmen erreicht. Von den Betrieben nutzten 51% Aktivitäten zur Verringerung psychischer Fehlbelastungen, wobei es insbesondere um Bewegungsförderung und Stressbewältigung am Arbeitsplatz, Entspannung sowie die Stärkung psychischer Ressourcen ging. Programme zur Etablierung einer gesundheitsgerechten Führung nutzen 39% (GKV, 2019).

Nun erfolgt kursorisch eine kurze, beispielhafte Darstellung präventiver psychotherapeutischer Eingriffe am Arbeitsplatz. Dazu gehört die Etablierung einer gesundheitsgerechten Führungskultur. Dafür nehmen Unternehmen teils externe Berater*innen in Anspruch, die der Führungsriege eine 'psychosensible' Mitarbeiter*innenführung lehren sollen (Bruch & Kowalewski, 2013). Die Anregung der Beschäftigten zu einer individuellen Prävention ist jedoch dominant: Es dominieren 'verhaltensbezogenen Interventionen', die anstelle einer Umgestaltung der Rahmenbedingungen die Arbeiter*innen zu einer eigenverantwortlichen, die psychische Gesundheit

92

92

Daher lässt sich mutmaßen, dass die Beschäftigten seitens der Unternehmensleitung vermehrt als psychisch vulnerable Wesen adressiert werden und sämtliche Maßnahmen des BGM (auch) auf die psychische Gesundheit abzielen.

schützenden Lebensweise animieren sollen. Der Leitfaden zum BGM der Krankenkassen beinhaltet, Selbstmanagementkompetenzen, Techniken zur kognitiven Programmierung und Entspannungsverfahren zu vermitteln sowie selbstbehauptendes Verhalten zu trainieren (GKV, 2021). Bewegung am Arbeitsplatz und gesunde Ernährung sollen durch Vorträge in Gruppenkursen angeregt werden (GKV, 2019). Weitere Präventionsmethoden sind Stressmanagement und Psychoedukation, die in der Form von Resilienztrainings als Workshops angeboten werden. Es handelt sich dabei um Anleitungen zu bestimmten Selbsttechniken, die hohe psychische Belastungen ertragbar machen sollen. Durch Übungen zur Atemtechnik, zu Sinneswahrnehmungen oder kreativem Schreiben sollen die Teilnehmer lernen, bestimmte 'Fähigkeiten' wie Emotionssteuerung, Impulskontrolle und Optimismus zu erwerben (Kaz, 2013) Beispielhaft für eher medizinische Präventionsformen sind Gruppensitzungen mit problemorientierten kognitiv-verhaltenstherapeutischen Therapieelementen (Maatouk et al., 2016).

Psychotherapie am Arbeitsplatz als die Lösung?

Welchen Beitrag leistet psychotherapeutische Interventionen am Arbeitsplatz für die hegemoniale Ordnung im Gesamten?

In Anbetracht der begrenzten empirischen Belegbarkeit der gesamtgesellschaftlichen ökonomischen Erfolgsrate psychotherapeutischer Eingriffe am Arbeitsplatz kann hier nicht vollumfänglich evaluiert werden, ob die Antwort des Kapitals das Problem psychischer Leiden in materieller Hinsicht löst. Zweifelsohne kann jedoch davon gesprochen werden, dass in vielen Betrieben die Intention besteht, mittels Psychotherapie am Arbeitsplatz dem Problem beizukommen, dass die Wirksamkeit vieler Maßnahmen generell (IGA, 2018) und der betriebs- und volkswirtschaftliche Nutzen empirisch belegt ist (Kramer et al., 2008). Sie lindern Fehlzeiten sowie Krankheitskosten und führt darüber hinaus zu einer höheren Arbeitsproduktivität infolge gesteigerter Leistungsbereitschaft und -fähigkeit (Kramer et al., 2008; Fischer & Richter, 2011). Es kann somit angenommen werden, dass die Interventionen gerade auch durch ihre Anschlussfähigkeit an bestehende Subjektregime zu einer gelungenen Reproduktion von Arbeitskraft im Postfordismus beitragen. Damit stabilisieren sie das Wachstumsmodell des Postfordismus insgesamt und verbessern auch die wirtschaftliche Lage einzelner Betriebe. Sie sind in der Hinsicht materiell wirksam, als dass sie tatsächlich für die schadlose Prozessierung postfordistischer Arbeitsverhältnisse funktionale Handlungsorientierungen sowie innere Einstellungen hervorbringen und anregen.

Über das Gewicht des Beitrags zur Lösung des legitimatorischen Problems können mangels empirischer Untersuchungen nur Postulate formuliert werden. Es liegt jedoch nahe, dass die betrieblichen psychotherapeutischen Interventionen das Problem entschärfen, da sie den Leidensdruck senken und das Unternehmen als Urheberin der Gesundheitsmaßnahmen aus der Schusslinie der Kritik gerät. Zudem kann die These aufgestellt werden, dass die Maßnahmen die beschriebene psychologische Subjektivierungsweise perpetuieren und damit nicht nur Praxen und Einstellungen hervorbringen, die den postfordistischen Verwertungserfordernissen materiell entsprechen, sondern auch zugleich Denkweisen beinhalten, die die Kräfte- und Arbeitsverhältnisse insgesamt legitimieren. Wie dargestellt, zielt ein Großteil der Maßnahmen auf eine Anregung zur individuellen Prävention, deren Endpunkt die Schaffung psychisch stabiler, 'resilienter' Beschäftigter darstellt. In der Anwendung dieser individuellen Präventionsmaßnahmen reproduzieren sich die im therapeutischen Diskurs dominanten Motive der Selbstverantwortung und Notwendigkeit der Arbeit am Selbst. Sie werden jedoch angesichts des Problems der psychischen Erschöpfung mithilfe des Konzepts der Resilienz adjustiert. Resilienz kann dabei begriffen werden als Ausdruck einer normativen Struktur, das die seelische Erschöpfung ernst nimmt, aber von Unternehmerseite

in Anschlag gebracht wird, um die kritischen Potentiale derselben zu ersticken (Graefe, 2019). Das Konzept erlaubt es, die stressbedingten Leiden am Arbeitsplatz und damit verbundene Probleme als einen Mangel der Stressbewältigungskompetenz und Anpassungsfähigkeit zu deuten, denn Resilienz verspricht, dass die Subjekte mittels erlernbarer Techniken der Introspektion eine gewisse Widerstandsfähigkeit erwerben können.³ Aus dieser prinzipiellen Erlernbarkeit erwächst eine neue Norm für die Angestellten, die Resilienz eigenverantwortlich aufzubauen. Zudem wird die Kritik an den Arbeitsverhältnissen geschwächt, da die konkrete Ausgestaltung dieser angesichts der Möglichkeit einer innerpsychischen Bearbeitung des daraus erwachsenen Leidens sekundär erscheint. Gleichwohl gesteht das Konzept den Subjekten aber zu, in schwierigen Zeiten zu leben, die eine gewisse psychische Widerstandsfähigkeit erst notwendig machen.⁴ Die Bedingungen werden aber entpolitisiert und – allein schon aufgrund ihrer 'Komplexität und Ambiguität' – als prinzipiell nicht gestaltbar betrachtet (Graefe, 2019, S. 85). Zudem kommt es zu einer Umdeutung von Krisen in dem Sinne, dass diese fortan als Anlass zum persönlichen Wachstum angesehen werden. Der Resilienzdiskurs ist in dieser Hinsicht als Verschärfung des therapeutischen Narrativs zu sehen, das ja ebenso in negativem Erfahren die Chance auf Selbstentfaltung verortet. Die besondere legitimatorische

Leistung dieses Diskurses besteht neben der Einverleibung der kritischen Potentiale der Erschöpfung somit in seinem vereinheitlichenden, entpolitisierenden Impetus (*alle* Mitglieder der Organisation sitzen im selben Boot), seiner Ontologisierung von Prekarität und Krise sowie der Absage an die theoretische Durchdringung und praktische Gestaltbarkeit der Wirklichkeit. Die postfordistischen gesellschaftlichen und Arbeitsverhältnisse werden legitimiert, da sie als unpolitischer sachlicher Zwang erscheinen. Damit vermag es eine solcherlei diskursiv flankierte Psychotherapie am Arbeitsplatz, das von psychischen Leiden ausgehende Legitimationsproblem einzuhegen. Es deutet sich hier insgesamt eine doppelte Verdinglichung mit einem irrationalistischen Moment an: Die das Subjekt umgebenden sozial gemachten Verhältnisse erscheinen als unabänderliche Dinge, die diffus und komplex auf dieses einwirken. Sie können vom Subjekt nicht mehr begrifflich gefasst werden und entfalten sich als neutrale Stressoren unmittelbar affektiv. Das Subjekt muss sich nun selbst verobjektivieren, um sich den Bedingungen anzupassen. Innerlichkeit verkommt in den Managementdiskursen zum „psychologischen Kapital“ (Rolfé, 2018, S. 21) oder zu „mental en Ressourcen“ (Latocha, 2013, S. 36) mit denen es mittels einer „emotionalen Kompetenz“ (Bernatzeder, 2018, S. 4) zu haushalten gilt.

Fazit: Perpetuierung von Herrschaft und Mühsal

Der Beitrag hat sich dem Phänomen der Psychotherapie am Arbeitsplatz gewidmet und diese als regulativen Baustein des Postfordismus theoretisiert. Aus der Diskussion im theoretischen Kapitel ging hervor, dass eine erfolgreiche Regulation auf materiellen Zugeständnissen des Kapitals an die subalternen Klassen sowie der Verallgemeinerung einer bestimmten, mit den Kapitalverwertungsbedingungen kompatiblen Lebensweise besteht, wobei materielle und subjektivierende Komponenten dieses Prozesses stark ineinander verwoben sind. In Bezug auf psychotherapeutische Eingriffe am Arbeitsplatz ist Regulation zu fassen als die aufgrund aufgebrochener sozialer Konflikte und notwendig gewordene konsensuelle Einhegung, die die Möglichkeit der Kapitalverwertung in neuer Form garantiert. Die Gesamtheit des regulativen Arrangements konstatiert sich gemäß dieser Perspektive aus unterschiedlichen, in ihrer Tragweite und Wirkungslogik verschiedenen Teilstücken und ebenso unterschiedlichen gesellschaftlichen Konflikten und Krisen. Als eine solche Krise mit beschränkter, aber dennoch signifikanter Reichweite hat sich psychisches Leiden erwiesen, das wie diskutiert mit postfordistischen Wirtschafts-, Arbeits- und Subjektstrukturen zusammenhängt. Es konnte herausgestellt werden, dass psychisches Leiden

das Negativ einer psychologisierenden Subjektivierungsweise bildet, die wiederum funktional für eine postfordistische Gesellschaftsordnung ist. Als Ausdruck des Unbehagens an den Anforderungen am Arbeitsplatz sowie einer therapeutisierenden, psychologisierenden Subjektivierungsweise wurde das psychische Leid zu einem virulenten Phänomen, das in materieller wie legitimatorischer Hinsicht für die herrschende Ordnung zu einer Herausforderung avanciert ist und damit einer hegemonialen Antwort bedarf, die in der Form psychotherapeutischer Eingriffe am Arbeitsplatz von einer großen Zahl der Betriebe erfolgt ist. Es wurde darauffolgend erörtert, dass die Psychotherapie am Arbeitsplatz in der Lage ist, die aufgebrochenen Probleme einzuhegen, indem ein Beitrag zur erfolgreichen Reproduktion der Arbeitskraft geleistet wird sowie die kritischen Potentiale der seelischen Erschöpfung geschmälert werden, indem das Subjekt zur individuellen Prävention angehalten wird. Sie trägt zu einer Individualisierung gesellschaftlicher Problemlagen, einer Abblendung von Herrschaftsverhältnissen und damit zu einer Perpetuierung der Leiden und Zumutungen unter postfordistischen Verhältnissen bei.

LITERATUR

Bernatzeder, P. (2018). *Erfolgsfaktor Wohlbefinden am Arbeitsplatz. Praxisleitfaden für das Management psychischer Gesundheit*. Springer.

Bruch, H., & Kowalewski, S. (2013). *Gesunde Führung. Wie Unternehmen eine gesunde Performancekultur entwickeln*. Compamedia.

Brunnett, R. (2016). Gesundheit als Kapital – Zur Produktivität symbolischer Gesundheit im flexiblen Kapitalismus. In A. Ahorn, R., & Balzereit, M. (Hrsg.), *Handbuch Therapeutisierung und Soziale Arbeit*. Springer VS.

Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände (2022). *Psychische Gesundheit*. <https://arbeitgeber.de/themen/sozialpolitik-und-soziale-sicherung/psychische-gesundheit/>

Bösel, B. (2022). *Die Plastizität der Gefühle*. Campus.

Demirovic, A. (1992). Regulation und Hegemonie. Intellektuelle, Wissenspraktiken und Akkumulation. In A. Demirovic, H. P. Krebs, T. Sablowski (Hrsg.), *Hegemonie und Staat: Kapitalistische Regulation als Projekt und Prozess*. Westfälisches Dampfboot.

DGPPN (2019). *Factsheet Psychiatrie. Zahlen und Fakten der Psychiatrie und Psychotherapie*. https://www.dgppn.de/_Resources/Persistent/154e18a-8cebe41667ae22665162be21ad726e8b8/Factsheet_Psychiatrie.pdf

Dörre, K. (2009). Die neue Landnahme. Dynamiken und Grenzen des Finanzmarktkapitalismus. In K. Dörre, S. Lessenich, H. Rosa (Hrsg.), *Soziologie - Kapitalismus - Kritik*. Suhrkamp.

Eversberg, D. (2014). Die Erzeugung kapitalistischer Realitätsprobleme: Wachstumsregimes und ihre subjektiven Grenzen. *WSI Mitteilungen*, 67(7), 528-535.

- GKV (2019). *Präventionsbericht 2019. Leistungen der gesetzlichen Krankenversicherung: Primärprävention und Gesundheitsförderung. Berichtsjahr 2018.* https://www.gkv-spitzenverband.de/media/dokumente/krankenversicherung_1/praevention__selbsthilfe__beratung/praevention/praevensionsbericht/2019_GKV_MDS__Praventionsbericht_barrierefrei.pdf
- GVK (2021). *Leitfaden Prävention. Handlungsfelder und Kriterien nach § 20 Abs. 2 SGB V.* https://www.gkvspitzenverband.de/media/dokumente/krankenversicherung_1/praevention__selbsthilfe__beratung/praevention/praevention_leitfaden/2021_Leitfaden_Pravention_komplett_P210177_barrierefrei3.pdf
- Graefe, S. (2019). *Resilienz im Krisenkapitalismus.* Transcript.
- Fritz, S., & Richter, P. (2011). Effektivität und Nutzen betrieblicher Gesundheitsförderung. *Prävention und Gesundheitsförderung*, 6, 124–130.
- Hirsch, J. (1992). Regulation, Staat und Hegemonie. In A. Demirovic, H.P. Krebs, T. Sablowski (Hrsg.), *Hegemonie und Staat: Kapitalistische Regulation als Projekt und Prozess* (S. 203–231). Westfälisches Dampfboot.
- Illouz, E. (2006). *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus.* Suhrkamp.
- Illouz, E. (2013). *Die Errettung der modernen Seele. Therapie, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe.* Suhrkamp.
- Initiative Arbeit und Gesundheit (2018). *JGA Report 40. Wirksamkeit und Nutzen arbeitsweltbezogener Gesundheitsförderung und Prävention.* https://www.iga-info.de/fileadmin/redakteur/Veroeffentlichungen/iga_Reporte/Dokumente/igaReport_40_Wirksamkeit_und_Nutzen_Gesundheitsfoerderung_Praevention.pdf
- Junge, T. (2008). *Gouvernementalität in der Wissensgesellschaft. Politik und Subjektivität unter dem Regime des Wissens.* Transcript.
- Kaz, K. (2016). Resilienz ergänzt Effizienz in der Unternehmensführung. Ansätze zur Entwicklung organisationaler Resilienz als komplementäre betriebswirtschaftliche Steuerungsgröße. In M. Hänsel, K. Kaz (Hrsg.), *CSR und gesunde Führung. Werteorientierte Unternehmensführung und organisationale Resilienzsteigerung* (S. 41–53). Springer.
- Kohlmorgen, L. (2004). *Regulation, Klasse, Geschlecht. Die Konstituierung der Sozialstruktur im Fordismus und Postfordismus.* Westfälisches Dampfboot.
- Kramer, I., Sockoll, I., & Bödeker, W. (2008). Die Evidenzbasis für betriebliche Gesundheitsförderung und Prävention – Eine Synopse des wissenschaftlichen Kenntnisstandes. In B. Badura, H. Schröder, C. Vetter (Hrsg.), *Fehlzeiten-Report 2008 Betriebliches Gesundheitsmanagement: Kosten und Nutzen. Zahlen, Daten, Analysen aus allen Branchen der Wirtschaft* (S. 65–76). Springer Medizin.
- Kratzer, N., Sauer, D., Hacket, A., Trinks, K., & Wagner, A. (2003). *Flexibilisierung und Subjektivierung von Arbeit.* Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung e.V. ISF München.
- Kratzer, N. (2020). Arbeitsintensität und Arbeitsintensivierung. *WSI Mitteilungen*, 73(1), 3–10.
- Kreitzberg, K. (2019). Arbeitsschutz im Wandel – Kompetenzen im Kampf gegen psychische Belastungen. In B. Hermeier, T. Heupel, S. Fichtner-Rosada (Hrsg.), *Arbeitswelten der Zukunft* (S. 323–342). Springer Gabler.
- Latocha, K. (2013). *Verbesserung der psychischen Gesundheit am Arbeitsplatz.* Springer VS.
- Lessenich, S. (2009). Mobilität und Kontrolle. Zur Dialektik der Aktivgesellschaft. In K. Dörre, S. Lessenich, H. Rosa (Hrsg.), *Soziologie - Kapitalismus - Kritik.* (S. 253–263). Suhrkamp.
- Maatouk, I., Müller, A., & Gündel, H. (2016). Prävention psychischer und psychosomatischer Erkrankungen in der Arbeitswelt. Überblick mit Schwerpunktsetzung auf demografiesensible Interventionen. *Das Gesundheitswesen* 78, 781–794.

- Markard, M. (2016). Der Psychologie Grenzen setzen – oder: Zur Therapeutisierung des Sozialen. In R. Anhorn, M. Balzereit (Hrsg.), *Handbuch Therapeutisierung und Soziale Arbeit*. Springer VS.
- Marss, K. (2018). Herrschaft und Kontrolle in der Arbeit. In F. Böhle, G.G. Voß, G. Wachtler (Hrsg.), *Handbuch Arbeitssoziologie. Band 1: Arbeit, Strukturen und Prozesse* (S. 225–248). Springer VS.
- Menz, W., Nies, S., & Sauer, D. (2019). Digitale Kontrolle und Vermarktlichung: Beschäftigtenautonomie im Kontext betrieblicher Strategien der Digitalisierung. *Prokla*, 49 (195), 181–200.
- Menz, W., & Nies, S. (2019). Autorität, Markt und Subjektivität. Ergebnisse einer sekundäranalytischen Längsschnittstudie vom Spätaylorismus bis zur Digitalisierung von Arbeit. In N. Mayer-Abuja, W. Dunkel, H. Hanekop (Hrsg.), *Sekundäranalysen zum Wandel von Arbeit nach dem Fordismus* (S. 175–217). Campus.
- Nachtwey, O. (2016). *Die Abstiegsgesellschaft. Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne*. Suhrkamp.
- Naumann, T. (2000). *Das umkämpfte Subjekt. Subjektivität, Hegemonie und Emanzipation im Postfordismus*. edition diskord.
- Neckel, S. (2008). *Flucht nach vorn. Die Erfolgskultur der Marktgesellschaft*. Campus.
- Neckel, S., & Wagner, G. (2014). Burnout. Soziales Leiden an Wachstum und Wettbewerb. *WSI Mitteilungen*, 7, 535–542.
- Niehaus, M., Marfels, B., Vater, G., Magin, J., & Werkstetter, E. (2008). *Betriebliches Eingliederungsmanagement. Studie zur Umsetzung des Betrieblichen Eingliederungsmanagements nach § 84 Abs. 2 SGB IX*. Bundesministerium für Arbeit und Soziales.
- OECD (2018). *Hohe Kosten durch psychische Erkrankungen in Europa*.
<https://www.oecd.org/berlin/presse/hohe-kosten-durch-psychische-erkrankungen-in-europa-22112018.htm>
- Opratko, B. (2012). *Hegemonie*. Westfälisches Dampfboot.
- Pongratz, H., & Voß, G. G. (1998). Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft? *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 1, 131–158.
- Pröll, U. (2013). Flexible Arbeit und Gesundheit. Intensivierungsrisiken und Ansatzpunkte nachhaltiger Gestaltung. *Jahrbuch für Kritische Medizin*, 39, 31–52.
- Ötsch, W. (2019). *Mythos Markt - Mythos Neoklassik*. Metropolis.
- Rau, A. (2010). *Psychopolitik. Macht, Subjekt und Arbeit in der neoliberalen Gesellschaft*. Campus.
- Rau, A. (2016). Die Regierung der Psyche – Psychopolitik und die Kultur des Therapeutischen in der neoliberalen Gesellschaft. In R. Anhorn, M. Balzereit (Hrsg.), *Handbuch Therapeutisierung und Soziale Arbeit* (S. 647–665). Springer VS.
- Rau, R., Gebele, N., Morling, K., & Rösler, U. (2010). *Untersuchung arbeitsbedingter Ursachen für das Auftreten von depressiven Störungen*. Bundesanstalt für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin.
- Rolfe, M. (2018). *Positive Psychologie und organisationale Resilienz. Stürmische Zeiten besser meistern*. Springer.
- Sablowski, T. (2013). Regulationstheorie. In J. Wullweber, A. Graf, M. Behrens (Hrsg.), *Theorien der Internationalen Politischen Ökonomie* (S. 85–99). Springer VS.
- Schaff, A. (2019). Arbeit 4.0: Risiken für die psychische Gesundheit. In B. Hermeier, T. Heupel, S. Fichtner-Rosada (Hrsg.), *Arbeitswelten der Zukunft* (S. 303–321). FOM-Edition. Springer Gabler.
- Schipper, S. (2012). *Genealogie und Gegenwart der „unternehmerischen Stadt“*. Neoliberalen Regieren in Frankfurt am Main. Westfälisches Dampfboot.

Schmidt, G. (2018). Arbeit und Gesellschaft. In F. Böhle, G.G. Voß, G. Wachtler (Hrsg.), *Handbuch Arbeitssoziologie. Band 1: Arbeit, Strukturen und Prozesse* (S. 143–168). Springer VS.

Thunman, E. (2013). Burnout als sozialpathologisches Phänomen der Selbstverwirklichung. In S. Neckel, G. Wagner (Hrsg.), *Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft* (S. 536-542). Suhrkamp.

Traue, B. (2010). *Das Subjekt der Beratung: Zur Soziologie einer Psycho-Technik*. Transcript.

Voß, G. G., & Weiß, C. (2013). Burnout und Depression - Leiterkrankungen des subjektivierten Kapitalismus oder: Woran leidet der Arbeitskraftunternehmer? In S. Neckel, S., & G. Wagner (Hrsg.), *Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft*.(S. 29-57). Suhrkamp.

Wullweber, J. (2010). *Hegemonie, Diskurs und Politische Ökonomie*. Nomos.

Arps, W., Lürßen, H., Mikula, D., Naumann, F., Ohlsen, A., & Sticking, E. (2020). *BGM im Mittelstand 2019/2020. Das Betriebliche Gesundheitsmanagement in Zeiten der digitalen Transformation*. Wolter Kluwer.

ZUM AUTOR

Robin Sachsenröder studiert Soziologie im Master an der Goethe Universität Frankfurt und ist dort studentische Hilfskraft am Lehrstuhl für Umweltsociologie. Seine Interessenschwerpunkte liegen auf arbeitssoziologischen und kapitalismustheoretischen Fragestellungen im Lichte materialistischer Gesellschaftstheorie.

An dem Beitrag haben folgende Redaktionsmitglieder mitgearbeitet: **Nils Haacke**, **Konstantin Schiewer** und **Hendrik Erz**.

¹ Siehe dazu beispielhaft: Schaff 2019: Arbeitswelt 4.0: Risiken für die psychische Gesundheit; Kreizberg 2019: Arbeitsschutz im Wandel – Kompetenzen im Kampf gegen psychische Belastungen. Rolfe bezeichnet physisches Wohlbefinden explizit als Folge psychologischen Wachstums (Rolfe, 2018), während Bernatzeder gar Wohlbefinden als solches mit psychischer Gesundheit gleichsetzt: "Wohlbefinden, also die psychische Gesundheit, hat einen positiven Einfluss auf die körperliche Gesundheit, Leistungsfähigkeit und Kreativität." (Bernatzeder, 2018, S. 18).

² Dies sei anhand eines Zitats der Geschäftsführerin einer Unternehmensberatung illustriert: „Gesunde, leistungsfähige Mitarbeiter und Führungskräfte bilden gerade in Veränderungsprozessen eine wichtige Säule. Wer psychisch stabil ist, kann sich in der Regel leichter auf Veränderungen und die häufig damit einhergehende Mehrarbeit oder -belastung einstellen und bringt mehr Flexibilität sowie Begeisterung mit, um neue Situationen anzunehmen und mitzugestalten. BGM sollte deshalb nicht erst zu Beginn eines Veränderungsprozesses etabliert, sondern ganzheitlich und präventiv aufgestellt werden. Wenn es in den Organisationsstrukturen und der Führungsstrategie verankert ist, kann BGM die Belegschaft langfristig stärken, sodass bei zusätzlichen Herausforderungen und veränderten Rahmenbedingungen Fehlzeiten aufgrund psychischer Belastungen gering bleiben.“ (Fürstenberg in Zeitschrift Personalwirtschaft, 2020, S. 19).

³ Illustrativ dafür kann eine Unternehmensberaterin zitiert werden: „Die gute Nachricht ist: Wir können lernen, resilient und achtsam zu sein. Tun wir das, bevor eine Krise eintritt, haben wir eine weit größere Chance, die Herausforderung gut zu meistern – und gehen vielleicht sogar gestärkt daraus hervor.“ (Rolfe, 2018, S. 8 im Vorwort).

⁴ Noch einmal Rolfe zur Illustration: „Das turbulente und oft unvorhersehbare Geschäftsumfeld bietet heute viele Stresssituationen. Volatilität, Unsicherheit, Komplexität und Ambiguität der „VUCA-Welt“ sind zwar nichts Neues, doch sie nehmen zu [...]. Und auch Herausforderungen durch Trends wie die digitale Transformation und die damit verbundenen neuen Arbeitswelten (Arbeit 4.0, New Work) sowie Angst vor Jobverlust können Unternehmen und Mitarbeiter unter Druck setzen.“ (Rolfe, 2018, S. 7).

Open Access © 2024 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

Grenzen im Schreiben und Fühlen

Zum Verhältnis von Emotionstagebüchern und psychischer Belastung

von Maja Heining

100

Emotionstagebücher betrachten Emotion und Affekt auch methodisch in der Feldforschung und nehmen diese als weitere Dimension der Daten mit auf. Dabei sollen sie unter anderem emotional literacy schulen sowie als sicherer Rückzugsort dienen. Bisher bezieht die Methode psychische Belastung als Beeinflussung emotionalen Erlebens noch nicht explizit mit ein, wodurch sie nicht barrierefrei ist. Emotionales Erleben, Fühlen und Schreiben können durch Belastungen oder psychische Erkrankungen erschwert oder teilweise verunmöglicht werden, womit Emotionstagebücher frustrierend oder weiter belastend sein können. Durch Modifikationen können Emotionstagebücher inklusiver gestaltet und eine Debatte um den Einbezug von psychischer Belastung in methodisches Vorgehen angestoßen werden.

abstract

Schlagwörter

Mental Health; Emotionstagebücher; Radikaler Empirismus; Reflexivität; Positionalität

Soziologiemagazin, Jg. 17 (2024), Heft 1 (erschienen: 02/2025)

Emotion und Wissenschaft

Nobody can do anthropological field-work and not be affected by it.
(van der Geest, 2017, S. 107)

Gegenseitige Affizierungen, intensiv wahrgenommene Emotionen oder emotionale Begegnungen sind ein Teil qualitativer Forschung, wie beispielsweise ethnologischer Feldforschung, die erst vor kurzem prominent in Betrachtungen aufgenommen wurden (Davies, 2010; Thajib et al., 2019). Die „‘dead hand’ of Cartesian dualism“ (Reed & Towers, 2023, S. 262), in der Emotion und Ratio als diametral entgegengesetzt verstanden werden, hat in den Sozialwissenschaften lange für die Priorisierung positivistischer Ansätze gesorgt. Rezente Ansätze heben hervor, dass Forschende Teil der von ihnen erforschten sozialen Welten und Konstellationen sind, wodurch Emotionen von Forschenden vermehrt in den Fokus verschiedener Sozialwissenschaften rückten (Reed & Towers, 2023, S. 262-263).

Auch in der Ethnologie gibt es sowohl Debatten um die epistemische Relevanz von Emotionen der Forschenden als auch die Entwicklung von Methoden, die Emotionen und Affekte bereits während der Forschung einbeziehen (siehe Thajib et al., 2019). Eine prominente Methode der Aufzeichnung von Emotionen der Forschenden in Forschungskontexten ist

dabei das Tagebuch, in der Ethnologie insbesondere das Feldforschungstagebuch (Bernard, 2011). Dorthin wurden in früheren Arbeiten bis in die 1980er Jahre Emotionen der Forschenden meistens ausgelagert; als private, persönliche Aufzeichnungen (Malinowska, 2000; Firth, 2000; Bernard, 2011) und als eine weithin vernachlässigbare Form von Daten verstanden (Hall, 2021, S. 277). Ihre Inhalte wurden und werden selten veröffentlicht und diskutiert. Die Veröffentlichung von Bronislaw Malinowskis Tagebüchern gilt als die bekannteste und rief einen Skandal hervor, hatte jedoch auch Einfluss auf die Writing-Culture-Debatte (Lubrich & Peter, 2022, S. 59).

Dabei wurden reflexivere Ansätze hervorgehoben und hervorgebracht, aber die Affizierung und Emotionen von Forschenden in Positionalität und Reflexivität nicht miterfasst (Widdowfield, 2000, S. 200). James Davies und Dimitrina Spencer (2010, S. 6-7) warfen erstmals programmatisch Fragen nach dem epistemischen Wert und Nutzen von Emotionen auf. Außerdem suchten sie nach Methoden, um diese im Sinne eines radikalen Empirismus sichtbar und nutzbar zu machen. Die Berlin School of Affective Scholarship and Affective Studies hat dahingehend Emotionstagebücher als Methode weiterentwickelt: Affekte und Emotionen der Forschenden werden systematisch aufgezeichnet, um Emotionen und Affekte vor, während und nach der

Forschung zu betrachten (Stodulka et al., 2018). Emotionstagebücher ermöglichen Selbstreflexivität und Positionalität, die Emotion und Affekt miteinschließen. Die Hinwendung zu den Emotionen der Forschenden dient dabei dem Erkenntnisprozess und wird als weitere Form und Ebene der Daten verstanden (Fischer & Stodulka, 2020). Emotionstagebücher in dieser Form werden inzwischen viel in ethnologischen Kontexten verwendet (Thajib et al., 2019), sind jedoch – wie Forschungstagebücher – potenziell auch für andere sozialwissenschaftliche Disziplinen nutzbar.

Die bisher von Thomas Stodulka et al. vorgeschlagenen, semi-strukturierten Emotionstagebücher lassen Einflüsse von psychischer Gesundheit auf emotionales Erleben oder Grenzen der Methode außen vor, oder diskutieren diese nicht explizit mit. Insbesondere die psychologische Dimension der Emotionstagebücher, die zum „Dampf ablassen“ (Fischer & Stodulka, 2020, S. 15, siehe auch Lubrich & Stodulka, 2019) gedacht sind, kann sich bei psychischen Belastungen gegenteilig auswirken und das Wohlbefinden negativ beeinflussen. In diesem Sinne sind die von unter anderem Oliver Lubrich und Thomas Stodulka vorgeschlagenen, semi-strukturierten Emotionstagebücher noch nicht barrierefrei. Fragen nach den Grenzen von Aufschreiben und Fühlen werden in der Debatte insgesamt eher am Rande aufgeworfen: beispielsweise

in der Reflexion zur Methode der Emotionstagebücher, wenn Forschende ihre Gefühle lieber aktiv fühlen wollen, als sie aufzuschreiben (Reed & Towers, 2023), oder in einem Blog von psychologischen Anthropolog*innen zu Trauma und psychischer Krankheit im Feld, in welchem Grenzen des Schreibens im Feld allgemein aufgezeigt werden (Lewis, 2019).

Hier möchte ich mich mit der Methode kritisch und teilweise selbstreflexiv¹ auseinandersetzen, um Grenzen und Möglichkeiten der Emotionstagebücher aufzuzeigen und Modifikationen anzuregen, insbesondere in Bezug auf psychische Gesundheit und Belastungen im Feld. Während ich davon ausgehe, dass Emotionstagebücher eine unabdingbare Ergänzung ethnographischer Methoden sind, ist meine These, dass psychische Belastungen das Schreiben an sich und das Schreiben über Emotionen im Besonderen teilweise unmöglich machen. Dies möchte ich diskutieren und Modifikationen der Methode aufzeigen, welche höhere Barrierefreiheit gewährleisten kann. Damit möchte ich anregen, diese Ebene expliziter in Entwürfen von semi-strukturierten Emotionstagebüchern mitaufzunehmen. Dabei beziehe ich mich insbesondere auf Affekt und Emotion während des Schreibens und Forschens, weniger auf die Auswertung der Daten oder das Schreiben einer Ethnographie.



[M]eine These [ist], dass psychische Belastungen das Schreiben an sich und das Schreiben über Emotionen im Besonderen teilweise unmöglich machen.

Emotionen, Forschung und Schreiben

Während Bronislaw Malinowski in seinen Tagebüchern eigene Erfahrungen mit einer „brutal frankness“ (Firth, 2000, S. xviii) aufschrieb, erschienen diese Emotionen in der Ethnographie nur teilweise, beziehungsweise stark ausgewählt (Lubrich & Peter, 2022, S. 74). Zudem nahm er keine Darstellung seiner Überlegungen zu spezifischen Fragestellungen, Theorie oder Methodologie vor. Stattdessen zeigt das Tagebuch die Reaktionen des Ethnologen in einem ihm fremden Feld auf (Firth, 2000, S. xv). Colin Firth sieht in den Tagebüchern insbesondere eine „cathartic function“ (Firth, 2000, S. xxiv) und weniger etwas, das die Persönlichkeit des Schreibenden abbildet (Firth, 2000, S. xxiii). Katharsis scheint in diesem Kontext als emotionales „Dampf ablassen“ verstanden zu werden, das heißt: belastende, intensive oder negative Emotionen durch das Aufschreiben verringern und loslassen zu können (auch Winkler, 2002, zitiert nach Hirsch, 2007, S. 171).

In dieser Lesart einer scheinbar notwendigen Begleitung durch die Feldforschungstagebücher argumentieren auch weiterhin Methodenhandbücher oder Methodentexte.

A diary, on the other hand, is personal. It's a place where you can run and hide when things get tough. You absolutely need a diary in any ethnography project. It will help you deal with loneliness, fear, and other emotions that make fieldwork difficult. (Bernard, 2011, S. 294)

Hier werden auch die Begleitung durch das Tagebuch sowie das Tagebuch als Rückzugsort deutlich. H. Russel Bernard schlägt als Umgang mit Emotionen, welche die Feldforschung erschweren, das Aufschreiben vor. Mit Bezug auf Malinowski und Boas' Tagebücher, welche anderen Forschenden klarmachten, „that they are not alone in their frailties and self-doubts“ (Bernard, 2011, S. 294.), vermute ich insbesondere einen Bezug auf Frustrationen, Ablehnung oder Unwohlsein im Feld, die mit den weiteren Daten in Verbindung gebracht werden können.

Andere Forschende, die schon früh die Rolle von Feldforschungstagebüchern hervorhoben, spezifizieren die Unterstützung durch die Tagebücher weiter. Samantha Punch (2012) beispielsweise zeigt auf, dass Emotionen durch das Eintragen und Auseinandernehmen in den Tagebüchern weniger Einfluss auf die Forschenden haben (S. 91), also verarbeitet werden. Sie ruft dazu auf, Schwierigkeiten in der Forschung zu normalisieren und aufzuzeigen, inwieweit Emotionen Einfluss auf Fragestellungen, Methoden und Theorie haben (Punch, 2012).

Die Berlin School of Affective Scholarship kritisiert, dass sich auch mit dem *Affective Turn* die Praxis der Forschung noch nicht verändert habe (Stodulka et.al, 2018, S. 521), trotz teils programmatischer Schriften und Aufrufen zu Experimenten mit Theorie und Methode (Clough & Halley, 2007) oder des Einbezugs epistemischer Dimensionen in Betrachtung von Emotion und Forschung, die es vorher nicht systematisch gab (Davies & Spencer, 2010). Diese Berlin School of Affective Scholarship ist als interdisziplinäres Paradigma zu verstehen, was „Affekt und Emotionen als grundlegende Momente des Sozialen“ (Stodulka et al., 2023, S. 29) begreift. Sie bewegt sich in der Tradition William James' radikalem Empirismus. Radikaler Empirismus beschreibt das Erforschen des Zusammenspiels (scheinbar) dichotomer Bereiche, also den Einbezug

von Intersubjektivität und Interaktion sowie der Ablehnung vom Streben nach absoluter Objektivität (Davies, 2010, S. 11). Im Gegensatz dazu steht traditioneller Empirismus, den James Davies als strikte Trennung zwischen Forschenden und Erforschten beschreibt, womit beispielsweise forschende Subjekte sowie deren Emotionen von der Forschung methodologisch losgelöst sein sollen (2010, S. 2). Mit dem radikalen Empirismus als Haltung und methodologisches Verständnis können Positionalität und Reflexivität erforscht und zentral aufgenommen werden. Emotionen und Affekte von Forschenden können als wertvoll für empirische und sozialwissenschaftliche Forschung erkannt werden (Davies, 2010, S. 2). Sie erweitern damit Ruth Behars Aufruf nach dem *vulnerable observer*, also der radikalen Selbstreflexion auch von Emotionen der Forschenden in der Ethnographie (Behar, 1997), durch den direkten Einbezug von Emotionen und Affekten bereits in den Methoden und Forschungen.

Seit 2013 gibt es ausgehend von der Freien Universität Berlin eine systematische und empirisch fundierte Analyse von Feldforschungserfahrungen verschiedener Forschender. Im Zuge dessen wurden experimentelle und alternative Feldforschungsmethoden entwickelt, wodurch im Prozess zusätzliche Daten dazu erhoben wurden, wie subjektive Reaktionen auf das Feld epistemologisch informativ sein

können (Davies & Stodulka, 2019, S. 1). Von Ethnolog*innen werden Daten größtenteils durch Körper-Geist und sensorische Apparate gesammelt, womit Affekte ebenfalls relevant sind. Die Auslassung von Affekt, Gefühl und Emotion wird dahingehend als wissenschaftliche Verzerrung verstanden. Stattdessen Forschende der Berlin School of Affective Scholarship, als Ethnolog*innen nicht gegen, sondern mit und durch Subjektivitäten und damit verbundenen Affekten, Gefühlen und Emotionen zu arbeiten (Stodulka et al., 2018, S. 519-520). Sie gehen ebenfalls davon aus, dass durch den Einbezug eigener Emotionen affizierende und affektive Texte verfasst werden können, die Lesende an Erfahrungen und Kontexten teilhaben lassen (Stodulka et al., 2018; Davies & Stodulka, 2019). Affekte und Emotionen sind dabei in drei verschiedenen Formen präsent: innerhalb affektiver Relationen von Forschung; innerhalb der Affektivität der dokumentierten Daten und Geschehnisse; sowie die Affekte der Forschenden im wissenschaftlichen Arbeitsprozess (Huber, 2023, S. 2). Die Berlin School of Affective Scholarship verbindet damit Theorie und neue Methoden des radikalen Empirismus mit einer allgemeinen Haltung zum Forschen und Schreiben, was sich auch in den von ihnen entwickelten Emotionstagebüchern zeigt.

Möglichkeiten und Grenzen von Emotionstagebüchern

Emotionstagebücher sind nach Katharina Fischer und Thomas Stodulka gleichzeitig zu jedem Zeitpunkt wissenschaftliches und privates Medium (2020, S. 13ff.). Sie verbinden damit Forschungs- und Alltagspraxis sowie die wissenschaftlich-professionelle Reflexion mit der Alltagsreflexion über persönliches, privates Erleben (Fischer & Stodulka, 2020, 13ff.). Sie sollen andere Dokumentationsformate nicht ersetzen, sondern ergänzen. Mit ihnen wird eine weitere Datendimension erhoben, die sowohl während der Forschung als auch in der Datenanalyse relevant ist. Sie sollen bei der nachträglichen Rekonstruktion von Erfahrung unterstützen, indem verschiedene Arten von Daten miteinander in Beziehung gesetzt werden.

Dabei wird nicht unbedingt von einem festen Format der Emotionstagebücher ausgegangen: sie können strukturiert, semistrukturiert, eingesprochen oder visuell sein. Was ihnen nach der Berlin School of Affective Scholarship gemeinsam ist, sind drei Hauptzwecke: die psychologische, die epistemische und die strategische Dimension. Die *psychologische Dimension* ist dabei das, was auch bei Feldforschungstagebüchern als ein Hauptzweck hervorgehoben wurde. Dabei geht es insbesondere um das „Dampf ablassen“ in einer unbedenklichen Form, die Teilnehmenden der Forschung

nicht schadet, sowie dem Tagebuch als Rückzugsort. Die *epistemische Dimension* beschreibt die Unterstützung durch die Emotionstagebücher in dem Aufzeichnen von vorläufigen, ephemeren Eindrücken, Wahrnehmungen, Emotionen und Affekten als komplementäre Daten, die in der weiteren Analyse genutzt werden können. Die *strategische Dimension* bezieht sich auf die Logistik der Feldforschung: mit den Emotionstagebüchern und synchroner Analyse dieser während der Forschung können sich Forschende bewusster durch Begegnungen im Feld bewegen (Stodulka et al., 2018, S. 524).

Eine Möglichkeit ist dabei das Führen von semi-strukturierten Emotionstagebüchern, welche entwickelt wurden, um die verschiedenen Dimensionen möglichst vollständig abzubilden. Lubrich und Stodulka (2020) strukturieren den Prozess mit sieben Fragen:

1. Psychologische Dimension:

Frage 1 – Was muss ich jetzt unbedingt aufschreiben?

2. Epistemische Dimension:

Fragen 2 bis 5 – Welches Gefühl beschreibt mich heute am besten? Ist dieses Gefühl an eine bestimmte Situation oder Person geknüpft? Wer oder was hat mich heute beeindruckt oder überrascht? Wer/was bin ich hier im Feld? [...]

3. Strategische Dimension:

Fragen 6 und 7 – Was wünsche ich mir? Was nehme ich mir für morgen vor? (Lubrich & Stodulka, 2019, S. 38f.)

Auch das Emotionstagebuch, welches ich im Rahmen einer Lehrforschung zu „Emotion an der Universität im Selbst und im Anderen“ genutzt habe, war angelehnt an diese semi-strukturierte Version. Statt insgesamt sieben Fragen stellte ich mir allerdings elf. Der Umfang von semi-strukturierten Emotionstagebüchern wurde von Oliver Lubrich und Thomas Stodulka (2019) selbst auch als zeitintensiv beschrieben. Gerade mit Modifikationen für bestimmte Themen werden sie häufig noch umfangreicher. Auch ist eine Grundannahme der Emotionstagebücher, dass Forschende ihre Emotionen überhaupt soweit reflektieren und wahrnehmen können, dass sie sie nutzbar aufschreiben können. Vor diesem Hintergrund stellt sich mir die Frage, was Möglichkeiten und Grenzen dieser Methode sind. Allgemeiner gefasst: Was sind die Grenzen des Aufschreibens von Emotionen?

In den Texten zu Emotionstagebüchern, die in dem Rahmen der Berlin School of Affective Scholarship veröffentlicht wurden, werden Grenzen dieser Methode nur am Rande aufgezeigt und Grenzen des Schreibens an sich kaum thematisiert. Solche Grenzen, insbesondere durch den Einfluss sehr starken emotionalen Erlebens

oder durch psychische Krankheiten und Belastungen werden momentan vorerst in Blogartikeln von psychologischen Anthropolog*innen oder teilweise in Artikeln zum methodischen Nutzen von Feldforschungstagebüchern aufgezeigt. Wie damit von den Forschenden weiter methodisch umgegangen wurde, ist jedoch häufig kein Gegenstand der Diskussion. Da darüber hinaus nur wenig Auszüge aus Emotionstagebüchern veröffentlicht wurden, sind Strategien von von psychischen Belastungen und Krankheiten betroffenen Forschenden kaum bekannt. Im Folgenden zeige ich Grenzen der *emotional literacy* und im Schreiben auf, welche sich auch auf psychische Gesundheit beziehen.

Ferdiansyah Thajib et al. berichten von einem Workshop, in welchem Forschende ihre Erlebnisse und Erkenntnisse mit und durch die Emotionstagebücher diskutierten und diese weiterentwickelten. Dort kamen verschiedene Bedenken hinsichtlich der Form der Emotionstagebücher sowie deren Belastungspotenzial auf. Sie gingen auf „the potential negative bias of documenting emotion, the repetitive structure of the emotion diaries producing scripted affects, and the strain of engaging in emotional reflexivity during already exhausting enough fieldwork“ ein (Thajib et al., 2019, S. 12).

Die Selektivität des Mediums oder der Methode kann das Schreibbare eingrenzen (Hirschauer, 2001, S. 433). Gleichzeitig ist

eine emotionale Zusatzbelastung möglich. Dies zeigen auch Kate Reed und Laura Towers, die sich dafür aussprechen, einen bewussten Fokus auch auf als positiv empfundene Emotionen zu legen (Reed & Towers, 2023, S. 262). Reed und Towers haben soziologisch und qualitativ zu Kindesverlust und Geschwistersterben geforscht. Neben Interviews und Gesprächen führten sie ebenfalls Emotionstagebücher, anhand welcher sie neben dem *negative bias*, den sie beim Schreiben der Tagebücher feststellten, ebenfalls emotionale Belastung als Schwierigkeit aufzeigten:

Laura kept a diary, but found it emotionally draining: I feel exhausted. I know I'm supposed to make notes but it's really hard when you feel so emotionally drained and actually all you want to do is sit and cry. I don't want to reflect on my feelings right now, I just want to let them all go and sit here, enjoying the silence. (Reed & Towers, 2023, S. 270)

Mit diesem Ausschnitt aus einem Tagebuch von Laura Towers wird deutlich, dass das Schreiben zum einen in emotional herausfordernden oder intensiven Situationen erschwert wird, zum anderen auch die emotionale Selbstreflexivität, welche teilweise nicht mehr gewünscht wird. Auch Samantha Punch deutet in ihrem Text zu Feldforschungstagebüchern auf eine Zusatzbelastung hin, allein schon durch

den zeitlichen Aufwand. Darüber hinaus widmet sie sich Fragen der Vulnerabilität: „Furthermore, we may not always fully understand how our field diary entries impact upon our data, and presenting extracts in academic writing may leave us feeling exposed and vulnerable“ (Punch, 2012, S. 92). Während das Tagebuch einen Rückzugsort suggerieren soll, ist fraglich, inwieweit es dies tatsächlich leisten kann und „how much people admit to themselves“ (Firth, 2000, S. xvi), insbesondere in dem Wissen, dass diese Emotionstagebücher auch professionelle Dokumente sind.

Hier werden Grenzen des Schreibens aufgezeigt, die insbesondere über kürzere Zeiträume oder episodisch auftreten. Sorge vor Vulnerabilität, höhere Belastungen im Feld sowie Schwierigkeiten im Schreiben durch starkes emotionales Erleben können potenziell lösbar sein oder sich je nach Situation verändern. In ihrem Artikel auf dem *anthrodendum*-Blog zeigt Kimberly J. Lewis auf, wie durch traumatische Erfahrungen im Feld das Schreiben an sich über längere Zeiträume hinweg schwer- bis unmöglich wurde. Der Blog besteht seit 2005, damals noch unter dem Namen *Savage Minds*, und versteht sich als Gruppenblog für insbesondere die nordamerikanische Ethnologie. In der Serie „Trauma and Resilience“, kuratiert von Beatriz Reyes-Foster und Rebecca Lester, finden sich verschiedene Einträge zu psychischer Gesundheit, Trauma und

Feldforschung. Kimberly J. Lewis bezieht sich in ihrem Beitrag direkt auf den Einfluss von Trauma auf Schreibprozesse:

However, trauma complicates the process of remembering and the act of writing. [...] But, how often do we acknowledge that remembering and writing fieldnotes can be actively painful? Traumatic experiences and the emotions that commonly follow – fear, rage, shame – shape what we are capable of logging about our fieldwork. They affect what we can document for others, as well as what we wish to document for our future selves. (Lewis, 2019)

Während Schreiben im Feld – hier vor allem auf Feldnotizen bezogen – insbesondere als Lösung eines Gedächtnisproblems gesehen wird (Hirschauer, 2001, S. 30), kann Trauma beispielsweise die Erinnerung erschweren oder unzugänglich machen, das Schreiben erschweren sowie emotionales und affektives Erleben verändern. Das Aufschreibbare ist damit eingeschränkt, und das Trauma oder die psychische Folgeerkrankung Teil der Positionalität im Feld. Das weist somit auf längerfristige Einschränkungen oder ein Unvermögen des Schreibens hin. Auch wenn das Schreiben möglich ist, ist es mit einer posttraumatischen Belastungsstörung nicht unbedingt kathartisch. Catherine Winkler hielt beispielsweise zu ihren als therapeutisch gedachten Aufzeichnungen

fest: „A catharsis, though, implies that one releases emotion. But those horror feelings never left“ (Winkler, 2002, zitiert in Hirsch, 2007, S. 171).²

In meiner persönlichen Erfahrung mit Emotionstagebüchern spielte insbesondere das Wissen um das mögliche Teilen dieser und die Scham vor dem expliziten Bezug auf psychische Belastungen eine große Rolle dabei, warum mir das Schreiben schwerfiel. Bereits vor meiner Forschung lernte ich die Methode kennen und konnte sie im Rahmen eines Lehrforschungsprojekts zu „Emotionen an der Universität im Selbst und im Anderen“ ausprobieren. In der interdisziplinär aufgestellten Gruppe Studierender teilten wir teilweise weitestgehend anonymisierte Emotionstagebücher miteinander – und schon da fiel mir auf, dass meine sich stark von anderen Studierenden unterschieden. Ich wollte sie ungern teilen, da sie einen starken *negative bias* (Thajib et al., 2019) aufwiesen, also sich vermehrt auf negative Emotionen fokussierten, den ich auf die damalige psychische Belastung zurückführe. Statt dies aufzuschreiben, versuchte ich, die Belastung eher aus den Aufzeichnungen rauszuhalten, da mir dies zu persönlich war und mit noch mehr Scham verbunden, als über Emotionen zu schreiben. Damit war ich jedoch in meinen Augen nicht wirklich ehrlich, was Selbstzweifel verstärkte. Im Rahmen des Lehrforschungsprojekts waren die Emotionstagebücher ebenfalls mehr

professionelles als privates Medium, da wir vorher um das Teilen dieser miteinander wussten. Insofern zeigt sich dort eine der Herausforderungen in der Betrachtung von psychischer Gesundheit – die Fragen nach Vulnerabilität und weiterer Selbststoffenburg. Forschende machen sich potenziell noch angreifbarer, wenn sie aufzeigen, dass sie nicht nur Emotion und Affekt mit in ihre Forschung einbeziehen, sondern auch offen mit eigener Positionalität hinsichtlich psychischer Belastung umgehen.

Schreiben als Praxis hat Grenzen – hier wurde dies häufig mit Intensität und Schmerz verbunden, was auf ein zeitweiliges Unvermögen des Schreibens hindeutet. Im Folgenden möchte ich daher Modifikationen ableiten, welche die Problematik von psychischen Belastungen und ihren Einfluss auf emotionales Erleben miteinbeziehen und Emotionstagebücher zugänglicher machen. Dafür reflektiere ich meine Emotionstagebücher und schlage Lösungen vor.

Psychische Gesundheit in Emotionstagebüchern – Möglichkeiten der Modifikation

Wie im Vorhergegangenen gezeigt, können Emotionstagebücher an verschiedenen Stellen an Grenzen stoßen, insbesondere wenn es um starke Emotionen oder psychische Gesundheit geht. Es stellt sich somit

die Frage, inwiefern Emotionstagebücher *als Methode* an Grenzen stoßen, und inwieweit es *das Schreiben an sich* ist, was in manchen Momenten erschwert wird oder kaum mehr möglich ist.

Das Aufnehmen von psychischer Belastung als weitere Dimension in Emotionstagebüchern und der Möglichkeit, auch diese zu verschiedenen Zeitpunkten zu reflektieren, kann produktiv sein, aber Emotionstagebücher auch verkomplizieren. *Emotional literacy* wird damit explizit auch mit biographischen und gesundheitlichen Komponenten von Emotion und Affekt verbunden, was ebenfalls mit Wissen und Reflexion über eigene Erkrankungen, Muster, Denk- und Fühlweisen verbunden ist – dieses letztlich aber auch schulen kann (siehe Stodulka, 2020). Dennoch kann manches zu schmerzhaft zum Aufschreiben sein. Daher möchte ich Möglichkeiten aufzeigen, die psychische Gesundheit insoweit mitaufzunehmen, dass es für Forschende angenehm und umsetzbar bleibt und gleichzeitig Freiraum gelassen wird. Dies kann dem Selbstschutz dienen und das Forschen unter belastenden Situationen oder mit Vorerkrankungen besser ermöglichen.

Die bisher identifizierten Herausforderungen sind die Unmöglichkeit des Schreibens und der fehlende Ort für psychische Gesundheit in den Emotionstagebüchern. Der erste Punkt lässt sich noch einmal weiter

unterteilen in: 1) die komplette Blockade durch Unzugänglichkeit von Emotion, 2) eine potenziell zeitweise Blockade durch Intensität von Emotion und 3) die Schwierigkeit, Dinge in Worte zu fassen. Dem dritten Punkt wird in den bisherigen Emotionstagebüchern bereits Rechnung getragen, weil diese Raum für Notizen, Gekritzel und Skizzen ermöglichen, sofern die Emotionstagebücher händisch ausgefüllt werden. Hinzufügen möchte ich noch die Anregung von Punch, auch Mails oder Nachrichten als Emotionstagebucheinträge zu nutzen (2012, S. 88).

Den ersten beiden Punkten wird in den bisherig veröffentlichten semi-strukturierten Emotionstagebüchern noch nicht ausreichend Rechnung getragen. Um diese mitaufzunehmen schlage ich vor, die Fragen von Oliver Lubrich und Thomas Stodulka (2019) um weitere zu ergänzen. Um den ersten Punkt – also eine völlige Blockade – abzubilden und nicht nur auf leere Seiten zu starren, sollte eine Frage mit Antwortmöglichkeiten zum Ankreuzen abgebildet werden. Diese würde in meinem Fall lauten: Kann ich heute schreiben? Mit den Möglichkeiten: ja, auf keinen Fall, vielleicht später. Eine Folgefrage, um die möglichen Gründe abzudecken und die frei und möglichst kurz beantwortet werden kann, könnte lauten: Wieso kann ich heute nicht schreiben?

Die zweite Frage, welche ich ergänze, um bereits geschilderten Problemen zu begegnen, bezieht sich auf den zweiten Unterpunkt und soll Retrospektion während der Feldforschung ermöglichen. Eine Möglichkeit wäre dabei, zu fragen, wie aus der jetzigen Sicht Affekt und Emotion der letzten Woche gesehen wurde, oder, stärker auf psychische Krankheiten angepasst: Wie ging es mir letzte Woche? Je nach persönlicher Präferenz könnte diese Frage wöchentlich mit aufgenommen werden, um Vergangenes zu reflektieren. Wenn bereits ausführliche Daten vorliegen, kann diese auch übersprungen werden. Wenn die Woche jedoch herausfordernd, intensiv oder besonders zeitsensitiv war, kann eine zusammenfassende Reflexion noch Daten nachliefern, die in späterer Betrachtung aufschlussreich sein können. Um psychische Gesundheit explizit in den Emotionstagebüchern betrachten zu können und dieser Raum zu geben, möchte ich zusätzlich eine Frage oder einen Raum bieten, die/der für Relevantes in Bezug auf psychische Gesundheit gedacht ist. Dafür könnte die Frage genutzt werden: Was möchte ich gern zu meiner psychischen Gesundheit festhalten?

Emotionstagebücher und psychische Gesundheit sind enorm individuell und privat. Daher verstehe ich diese Modifikationen als Anregungen, um eine weitere Dimension emotionalen Erlebens mitaufzunehmen, um sich selbst besser reflektieren zu können. Inwieweit dies

Einzug in Artikel oder Ethnographien erhalten, hängt maßgeblich vom jeweiligen Argument und Forschungskontext ab sowie der Bereitschaft oder Möglichkeit, vulnerabel zu sein.

Was dieses explizite Aufschreiben ebenfalls ermöglichen könnte, ist die Eigenüberwachung der psychischen Gesundheit im Laufe der Feldforschung. Falls es zu länger anhaltenden schwierigen oder kritischen Episoden kommt, könnten die Emotionstagebücher dafür genutzt werden, nachzuvollziehen, seit wann Schwierigkeiten bestehen, wie diese sich entwickeln und ob eventuell professionelle Unterstützung notwendig ist. Was dieser Fokus jedoch auch hervorrufen könnte, wäre ein weiterer, auf psychische Gesundheit bezogener *negative bias*, wenn größtenteils Herausforderungen und Schwierigkeiten aufgeschrieben werden. Hier könnte es hilfreich sein, Nachrichten, Mails, Fotos oder Sprachnachrichten als zusätzliches Material heranzuziehen, was ebenfalls Positives, Erfolge oder Momente von Freude hervorhebt.

Psychische Gesundheit mitbedenken

Emotionstagebücher leisten dem programmatischen Aufruf Folge, Emotion und Affekt auch methodisch in Feldforschungen zu betrachten (Davies & Spencer, 2010)

und als weitere Dimension der Daten mit aufzunehmen. Sie sind eine weitere Methode, die im Sinne des radikalen Empirismus entwickelt wurde und erlauben, Emotion und Affekt zu reflektieren und damit ebenfalls Positionalität um Feldemotionen zu erweitern. Insgesamt werden drei Dimensionen durch sie erfasst: die psychologische Dimension dient der Katharsis und als Rückzugsort. Die strategische Dimension erlaubt, Begegnungen im Feld bewusster zu navigieren. Die epistemische Dimension ermöglicht, Emotionen und Affekte als komplementäre Daten zu nutzen.

112

Durch das wiederholte Aufschreiben von Emotionen während der Feldforschung können Forschende in einen reflexiven Dialog mit sich selbst treten, ihre *emotional literacy* schulen und die Aufzeichnungen als weitere Daten unterschiedlich nutzen. Dieser Prozess kann jedoch durch verschiedene Faktoren beeinflusst werden. Während bereits die Form der Emotionstagebücher, mögliche *negative biases* und die zusätzliche Belastung diskutiert werden, wurde psychische Gesundheit im Zusammenhang mit Emotionstagebüchern bislang nicht explizit thematisiert.

Wie ich am Beispiel meiner eigenen Erfahrungen mit Emotionstagebüchern sowie unter Einbezug von Artikeln zu Trauma und Schreibprozessen zeigen konnte, sind teilweise Schreiben und Fühlen gänzlich unmöglich, wodurch Emotionstagebü-

cher auf der psychologischen Ebene nicht kathartisch wirken können, sondern den gegenteiligen Effekt erzielen können. Damit sind sie zum einen bisher noch nicht barrierefrei, zum anderen wird psychische Gesundheit nicht offen in Positionalität und Reflexivität mitgedacht. Auch können Emotionstagebücher als Methode je nach Kontext potenziell emotional überfordernd wirken. Das zeigt, dass wir mögliche Modifikationen von Emotionstagebüchern in verschiedene Richtungen breiter diskutieren müssen. Feldemotionen werden von psychischen Belastungen und Krankheiten beeinflusst und umgekehrt. Es gibt einfache Möglichkeiten, wie Emotionstagebücher angepasst werden können, um psychische Gesundheit als Faktor mitaufzunehmen und damit das Führen dieser für Forschende zu erleichtern. Welche anderen Modifikationen bereits von weiteren Forschenden vorgenommen wurden, ist bisher schwer ersichtlich, da es meines Wissens noch keine Publikationen zu diesem Thema gibt.

Emotionstagebücher trotz und mit psychischen Belastungen zu führen kann ebenfalls dabei unterstützen, die eigene Gesundheit zu überwachen und strategisch im Umgang mit psychischer Belastung im Feld zu agieren. Daher halte ich weitere Auseinandersetzungen mit dieser Thematik sowie den Einbezug von psychischer Gesundheit in Methodenleitfäden oder Seminargestaltung für unabdingbar.

LITERATUR

- Behar, R. (1997). *The Vulnerable Observer*. Beacon Press.
- Bernard, H. R. (2011). *Research Methods in Anthropology: Qualitative and Quantitative Approaches*. AltaMira Press.
- Clough, P. T. & Halley, J. (2007). *The Affective Turn: Theorizing the Social*. Duke University Press.
- Davies, J. (2010). Introduction. Emotions in the field. In: Davies, J. & Spencer, D. (Hrsg.) *Emotions in the Field: The Psychology and Anthropology of Fieldwork Experience*. Stanford University Press.
- Davies, J. & Spencer, D. (Hrsg.) (2010). *Emotions in the Field: The Psychology and Anthropology of Fieldwork Experience*. Stanford University Press.
- Davies, J. & Stodulka, T. (2019). Foreword: Pathways of Affective Scholarship. In: Stodulka et al. (Hrsg.) *Affective Dimensions of Fieldwork and Ethnography*. Springer.
- Fischer, K. & Stodulka, T. (2020). Selbstreflexion im Dialog: Zwischen Mode und Methode. *Cultura und psyché: Journal of Cultural Psychology*.
- Firth, C. (2000 [1989]). Introduction. In: Malinowski, B. A. *Diary in the strictest sense of the term*. Ashgate.
- Geest, S. van der. (2017). The Freedom of Anthropological Fieldwork. *Etnofoor* 29(1): 101-112.
- Hirsch, S. F. (2007). Writing Ethnography after Tragedy: Toward Therapeutic Transformations. *PoLAR: Political and Legal Anthropology Review* 30(1): 151-79. <https://doi.org/10.1525/pol.2007.30.1.151>.
- Hirschauer, S. (2001). Ethnografisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen. Zu einer Methodologie der Beschreibung. *Zeitschrift für Soziologie* 30(6): 429-451.
- Huber, E. (2019). Affektive Dimensionen von Forschungsdaten, ihrer Nachnutzung und Verwaltung. *SFB 1171 Working Paper* 01/19.
- Lewis, K. J. (2019). Writing, Silence, and Sensemaking After Fieldwork Trauma. 6. November 2019. *Anthrodendrum*. <https://anthrodendrum.org/2019/11/02/writing-for-them-writing-for-us-resilience-in-practice/>
- Lubrich, O. & Peter, N. (2022). Emotionen im Feld – Emotionen in der Wissenschaft: Tagebuch und Monographie bei Bronislaw Malinowski. *Kulturwissenschaftliche Zeitschrift* 2: 57-77.
- Lubrich, O. & Stodulka, T. (2019). *Emotionen auf Expeditionen. Ein Taschenbuch für die ethnografische Praxis*. Transcript.
- Lubrich, O., Stodulka, T. & Liebal, K. (2018). „Affekte im Feld – Ein blinder Fleck der Forschung?“ In Hartung, G. & Herrgen, M. (Hrsg.) *Interdisziplinäre Anthropologie*. Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-658-19556-4_13.
- Malinowska, V. (2000 [1967]). Preface. In: Malinowski, B. *A Diary in the strictest sense of the term*. Ashgate.
- Punch, S. (2012). „Hidden Struggles of Fieldwork: Exploring the Role and Use of Field Diaries“. *Emotion, Space and Society* 5(2): 86-93. <https://doi.org/10.1016/j.emospa.2010.09.005>.
- Reed, K. & Towers, L. (2023). „Almost Confessional: Managing Emotions When Research Breaks Your Heart“. *Sociological Research Online* 28(1): 261-78. <https://doi.org/10.1177/13607804211036719>.
- Stodulka, T. (2020). Zauberformel, Scharlatanerie, Projektion? In: Jacob, K., Konerding, K-P. & Liebert, W-A. (Hrsg.) *Sprache und Empathie: Beiträge zur Grundlegung eines linguistischen Forschungsprogramms*. De Gruyter.
- Stodulka, T. (2021). Fieldwork, Ethnography, and Knowledge Construction. In Pedersen, L. & Cligget, L. (Hrsg.) *The SAGE Handbook of Cultural Anthropology*, 99-118. SAGE Publications Ltd. <https://doi.org/10.4135/9781529756449.n7>.
- Stodulka, T., Poser, A. von, Scheidecker, G., & Bens, J. (Hrsg.). (2023). *Anthropologie der Emotionen*. Reimer.

Stodulka, T., Selim, N. & Mattes, D. (2018). „Affective Scholarship: Doing Anthropology with Epistemic Affects“. *Ethos* 46 (4): 519–36. <https://doi.org/10.1111/etho.12219>.

Widdowfield, R. (2000). The place of emotions in academic research. *Area*, 32(2), 199–208. <https://doi.org/10.1111/j.1475-4762.2000.tb00130>.

¹ In den Leipziger Autoritarismus-Studien (ehemals ‚Mitte-Studie‘) analysieren Wissenschaftler*innen der Universität Leipzig seit 2002 autoritäre und rechtsextreme Einstellungen in Deutschland.

² Manifeste Zustimmung ist definiert als die Beantwortung des Items mit den Kategorien „stimme voll und ganz zu“ oder „stimme überwiegend zu“. Als latente Zustimmung definieren Decker et al. die Beantwortung mit der Kategorie „stimme teils zu, teils nicht zu“ (2022, S. 39).

ZUR AUTORIN

Maja Heining (sie/keins) studiert den Master Ethnologie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und arbeitet dort als Tutor*in und als wissenschaftliche Hilfskraft am Max-Planck-Institut für ethnologische Forschung. Zuvor studierte Maja Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaften und Sozial- und Kulturanthropologie an der Freien Universität Berlin. Forschungs- und Studienschwerpunkte sind Psychologische Anthropologie mit besonderem Bezug auf Fürsorge, Dependenz und Vulnerabilität sowie Affekt und Emotion.

An dem Beitrag haben folgende Redaktionsmitglieder mitgearbeitet: **Marc Blüml**, **Andreas Schulz–Tomančok** und **Leon Wörmann**.

Open Access © 2024 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

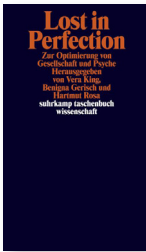


AUS DER
REDAKTION

Literatur zum Thema

Buchempfehlungen der Redaktion

von Annabell Lamberth



Lost in Perfection

Zur Optimierung von
Gesellschaft und Psyche

Vera King, Benigna Gerisch
und Hartmut Rosa (Hrsg.)
Suhrkamp, 2022)

ISBN: 978-3-518-29955-5
25,00 €



Die Errettung der modernen Seele

*Therapien, Gefühle
und die Kultur der
Selbsthilfe*

Eva Illouz

Springer VS, 2024 (2011)
ISBN: 978-3-518-29597-7
24,00 €

Das Streben nach Optimierung kann gegenwärtig als eine der bedeutsamsten Leitvorstellungen gelten. Der Band mit namenhaften Autor*innen wie Heinz Bude, Ulrich Bröckling, Ève Chiapello und Judy Wajcman versammelt Untersuchungen der Bedingungen, Auswirkungen, Widersprüche und Grenzen der Optimierung in Gesellschaft, Kultur und Psyche. Im Fokus stehen dabei neue kulturelle Vorstellungen von Pathologie und Normalität. das Thema Körperkontrolle an.

Die Sozialtheoretikerin Eva Illouz untersucht in ihrem Werk, wie sich die moderne Kultur und die Psychologie auf die Art und Weise auswirken, wie Menschen ihre Identität, Beziehungen und Emotionen verstehen und leben. Illouz analysiert, wie sich in der modernen westlichen Gesellschaft psychologische und therapeutische Diskurse in den Alltag integriert haben, sodass Selbstreflexion und emotionale Optimierung zu wichtigen gesellschaftlichen Normen geworden sind.



Das erschöpfte Selbst

Depression und Gesellschaft in der Gegenwart

Alain Ehrenberg

Campus, 2015 (2004)

ISBN: 978-3-593-50110-9

25,00 €



Die Mechanik der Leidenschaften

Gehirn, Verhalten, Gesellschaft

Alain Ehrenberg

Suhrkamp, 2019

ISBN: 978-3-518-58730-0

34,00 €

Eigenverantwortung, Selbstverwirklichung, Streben nach Erfolg sind Ansprüche, die in der modernen kapitalistischen Gesellschaft als regulatives Ideal wirken. Viele Menschen scheitern im Streben nach diesen Idealen und reagieren mit Depression, Antriebslosigkeit und Suchtverhalten auf ihr vermeintliches „Versagen“. Alain Ehrenbergs Analyse, die 1998 in Frankreich erschienen ist zu einem Klassiker geworden. Er argumentiert, dass die traditionelle Verbotsgesellschaft, die von Schuldgefühlen und dem Gefühl des Mangels geprägt war, einer Gesellschaft gewichen ist, die von der Freiheit der Wahl und dem Druck zur Selbstverwirklichung dominiert wird.

Seit den 1990er Jahren gewinnt eine neue Wissenschaft des menschlichen Verhaltens ungeheuer an Dynamik: die kognitive Neurowissenschaft. Ihr Ziel ist die Erforschung des Gehirns, um geistige Pathologien wie Depressionen oder Schizophrenie zu behandeln, aber auch das Lernen oder die Kontrolle von Emotionen zu verbessern. Ehrenberg untersucht, wie sich moderne Gesellschaften mit den Konzepten von Normen, Verhaltensregulationen und psychischen Störungen auseinandersetzen. Ehrenberg analysiert, wie sich individuelle und kollektive Handlungen im Laufe der Zeit verändert haben und welche Rolle Psychiatrie, Psychologie und soziale Normen dabei spielen. Er betrachtet insbesondere die Spannung zwischen individuellem Handeln und gesellschaftlicher Anpassung.



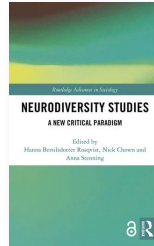
Der Psychoanalyse entkommen

Didier Eribon

Turia + Kant, 2018

ISBN: 978-3-8474-2549-6

17,00 €



Neurodiversity Studies

A New Critical Paradigm

Anna Stenning, Hanna Bertilsdotter Rosqvist und Nick Chown (Hrsg.)

Routledge, 2020

ISBN: 978-1-03-236091-1

39,99 €

In seiner autobiografisch-philosophischen Reflexion, verarbeitet Didier Eribon seine Erfahrungen mit Psychoanalyse, Identität und gesellschaftlichen Machtstrukturen. Das Buch ist geprägt von seinem persönlichen Werdegang, seinem politischen Bewusstsein und seiner Kritik an psychoanalytischen Ansätzen, die er als unzureichend betrachtet, um soziale und politische Fragen vollständig zu verstehen. Da die Psychoanalyse seinen Ausführungen zufolge weder der Homosexualität noch der Position der Frau ihre eigenständige Bedeutung einräumt und als solche auch heute noch oft nachwirkt, verweist er auf die Notwendigkeit, sich etwa in einer radikalen Queer Theory nicht oder nicht ausschließlich auf psychoanalytische Konzepte zu beziehen. Das Buch liefert interessante Gedanken zu möglichen Gegenbewegungen.

Der Sammelband bietet eine umfassende und vielschichtige Auseinandersetzung mit dem Thema Neurodiversität und zeigt, wie sich das Verständnis neurologischer Unterschiede von einem defizitorientierten Modell hin zu einem wertschätzenden und integrativen Ansatz verschieben kann. Aufbauend auf queerfeministischen Arbeiten stellt dieser Band die Universalität der Aussagen über die menschliche Natur in Frage, indem er die Grenzen zwischen den vorherrschenden Neurotypen und den „Anderen“, etwa Legastheniker*innen oder Autist*innen, hinterfragt. Das Buch unterstreicht die Bedeutung von Inklusion, Anerkennung und sozialer Gerechtigkeit für neurodivergente Menschen und fördert ein tieferes Verständnis für die sozialen, kulturellen und politischen Aspekte der Neurodiversität.



Gesellschaft in Angst?

Zur theoretisch-empirischen Kritik einer populären Zeitdiagnose

Judith Eckert
transcript, 2019
ISBN: 978-3-8376-4847-8
34,99 €



Resonanz

Eine Soziologie der Weltbeziehung

Hartmut Rosa
Suhrkamp, 2024 (2019)
ISBN: 978-3-518-29872-5
22,00 €

Judith Eckert widmet sich in ihrem Buch einem einerseits in Zeitdiagnosen prominenten, aber gleichzeitig systematisch in der Soziologie wenig erforschten Thema – Der Angst. Dabei stellt sie die Frage welche Bedeutung Angst im Alltag der Menschen wirklich zukommt – und welche Ängste konkret eine Rolle spielen. Mittels eines innovativen qualitativen Forschungsdesigns hinterfragt Eckert die Annahme von Angst als zentraler zeitgenössischer Befindlichkeit, trägt zur Differenzierung der Debatte bei und trägt zur theoretischen, konzeptuellen und methodologischen Fundierung einer Soziologie der Angst bei.

Rosa entwickelt das Konzept der „Resonanz“ als Gegenmodell zur Entfremdung und zeigt, wie die moderne Beschleunigungsgesellschaft die Beziehungen der Menschen zu sich selbst, zu anderen und zur Welt verändert. Er liefert eine systematische Theorie, die die Ursachen und Folgen der Entfremdung in der modernen Gesellschaft analysiert und mit dem Konzept der Resonanz eine Alternative aufzeigt. Rosa plädiert für eine neue Lebensweise, die mehr auf Qualität der Beziehungen und auf Sinnhaftigkeit ausgerichtet ist und so der Entfremdung entgegenwirken kann

Lektoriert von **Leon Wöhrmann**.

Open Access © 2024 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

Tagungen und Termine

1 [Materialistisch-\(queer\)feministische Perspektiven auf Gewalt](#)

Das Center Interdisziplinäre Geschlechterforschung Innsbruck der Universität Innsbruck organisiert gemeinsam mit dem Arbeitsbereich Gender und Diversity des Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin eine Tagung zu materialistisch-(queer)feministische Perspektiven auf Gewalt. Diese findet vom 05. bis 07. Dezember an der Universität Innsbruck statt.

2 [Automatisierung der/als Arbeit](#)

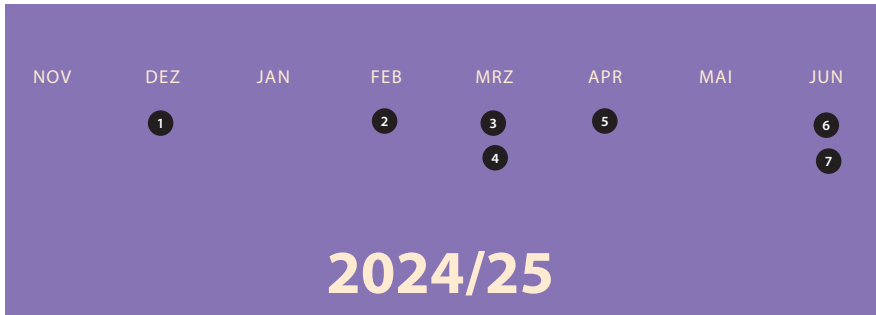
Die DGS-Sektionen ‚Wissenschafts- und Technikforschung‘ und ‚Arbeits- und Industriosozologie‘ sowie der Arbeitskreises ‚Digitalisierung und Organisation‘ veranstalten gemeinsam eine Tagung am 27. und 28. Februar 2025 an der TU Chemnitz.

3 [Helfen, Selektieren, Fördern, Inkludieren. Transdisziplinäre, regional- und wissensgeschichtliche Perspektiven auf Behinderung und Teilhabe im Schul- und Bildungssystem](#)

Gemeinsam organisieren die Hochschule für angewandte Wissenschaft und Kunst (Hildesheim), das LWL-Institut für westfälische Regionalgeschichte Münster und der Europa-Universität Flensburg die Tagung, die am 06. und 07. März in Flensburg stattfindet.

4 [Ungleichheit & Netzwerke/Beziehungen](#)

Am 12. und 13. März laden die Sektion ‚Soziologische Netzwerkforschung‘ der DGS, der DGNet Arbeitskreis ‚Netzwerke & Kultur‘ und das Career Cluster ‚Soziale Netzwerke und soziale Ungleichheit‘ der TH Köln zur Tagung in Köln ein.



5 [Demokratisierung der Sinne — Sinnlichkeit der Demokratie. Emanzipation als Erfahrungen von Gleichheit in hierarchisch anders sensorischen Räume](#)

Der Arbeitsbereich Psychologie der Bewegung sowie das Institut für empirische Kulturwissenschaft der Philipps-Universität Marburg veranstaltet die Tagung vom 04. bis 06. April am Schloss Rauischholzhausen in Ebsdorfergrund.

121

6 [Embrace 2025 Embracing Diversity. Inclusion in Education and Society](#)

Am 12. und 13. Juni findet an der Universität Freiburg in der Schweiz die Konferenz rund um das Thema Diversität statt.

7 [Das Klima der Gesellschaft](#)

Die österreichische Gesellschaft für Soziologie lädt vom 30. Juni bis zum 02. Juli zu ihrem 28. Kongress an der Universität Graz ein.

Die Terminübersicht wurde von **Michelle Giez** recherchiert und von **Jule Haas** lektoriert.

Redaktionsteam

Andreas Schulz-Tomančok (MA, M.A.), hat u.a. Soziologie in Leipzig, Bern und Wien studiert und ist derzeit Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Vergleichende Medien- und Kommunikationsforschung (CMC) der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW) und der Universität Klagenfurt (AAU). Aufgaben: Lektorat und Review.

Annabell Lamberth (B.A.), studiert Soziologie an der TU Berlin. Aufgaben: Vereinsvorstand, Review, Lektorat und Satz.

Cathrin Mund (M.A.), promoviert am Lehrstuhl für Kultur- und Religionssoziologie an der Universität Bayreuth. Aufgaben: Gleichstellungsbeauftragte, Lektorat.

Helen Greiner (M.A.), hat Soziologie in Hamburg und Frankfurt/Main studiert. Arbeitet in der politischen Bildungsarbeit im Bereich Rechtsextremismus und Antisemitismus. Aufgaben: Review und Lektorat.

Hendrik Erz (M.A.), hat Geschichte, Politikwissenschaften und Soziologie an der Universität Bonn studiert und ist derzeit Doktorand am Institut für Analytische Soziologie (IAS) an der Universität Linköping (Schweden). Aufgaben: Vereinsvorstand, Review, Blogkoordination und Social Media.

Konstantin Schiewer (B.A.), studiert Politikwissenschaft und Jura in Frankfurt am Main. Aufgaben: Review, Lektorat und Social Media.

Leon Wörmann (B.A.), studiert Soziologie an der Universität Bielefeld. Aufgaben: Review, Lektorat und Social Media.

Lucas Steger (B.A.), Aufgaben: Vereinsvorstand, Marketing, Review und Lektorat.

Marc Blüml (B.A., B.A.), studiert im Master Soziologie an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Aufgaben: Vereinsvorstand, Review und Lektorat.

Michelle Giez (M.A.), hat an der LMU München Soziologie studiert. Aufgaben: Vereinsvorstand, Lektorat, Review und Satz.

Nils Haacke (M.A.), hat Soziologie an der Universität Freiburg/Breisgau studiert. Aufgaben: Lektorat, Review und Kommunikation mit dem wissenschaftlichen Beirat.

Sara Huber (B.A.), studiert im Master Soziologie und Jura (Staatsexamen) an der Goethe-Universität Frankfurt am Main, mit einem Auslandsaufenthalt an der École des hautes études en sciences sociales (EHESS) in Paris. Aufgaben: Lektorat und Review.

Danksagung

Das Soziologiemagazin wird — samt dem dazugehörigen Verein — ausschließlich von ehrenamtlich arbeitenden Menschen getragen: Studierende und Absolvent*innen der Soziologie und/oder verwandter Fächer, aber auch Promovierende sowie den wissenschaftlichen Mitarbeiter*innen und Professor*innen, die sich bei uns als wissenschaftliche Beiräte engagieren. An all diejenigen möchten wir auch diesmal ein herzliches und großes Dankeschön aussprechen. Danke für Eure und Ihre Energie, für die investierte Zeit und Mühe, für Diskussionen und Absprachen sowohl in der Redaktion als auch mit den Autor*innen. Ein solches Engagement ist nicht selbstverständlich und soll deshalb an dieser Stelle dezidiert bedacht, genannt und gewürdigt werden! Des Weiteren durften wir uns auch diesmal mit zahlreichen und diversen Beiträgen auseinandersetzen; vielen Dank an die dazugehörigen Autor*innen, die Lust, Zeit und vielleicht in manchen Fällen auch Mut gefunden haben, ihre Artikel einzusenden und sich dem Review-Verfahren zu stellen. Ohne solche Einsendungen und Rückmeldungen wäre unsere Arbeit frustrierend oder sogar schlicht unmöglich. Außerdem bedanken wir uns beim Verlag Barbara Budrich für die produktive und zuverlässige Zusammenarbeit. So, und das letzte große Dankeschön geht an die Leser*innen unserer Magazine und des Blogs und an die Menschen, die uns auf Facebook, Twitter und YouTube folgen. Aufgrund Eurer starken Unterstützung macht es uns wiederum großen Spaß, das Magazin – mit allem, was dazu gehört – auf die Beine zu stellen und damit auch weiterhin eine Publikationsplattform für Studierende und Promovierende der Sozialwissenschaften zu bieten.

Br., 184 S., € 15 | 978-3-86854-387-2 | auch als E-Book



»Gerade mit Blick auf das Erstarren des Rechtspopulismus [...] ist es wichtig, die Wechselwirkungen und destruktiven Folgen von Einsamkeit und Ressentiment besser zu verstehen. Das differenziert argumentierende Buch leistet dazu einen wichtigen Beitrag.« *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

»Sie fragen nach den vielfältigen Wechselwirkungen zwischen den Dynamiken der Vereinsamung und des Ressentiments gegenüber einer als bedrohlich, feindlich, fremd wahrgenommenen gesellschaftlichen Umwelt.« *Süddeutsche Zeitung*

Hamburger  **Edition**
Verlag des Hamburger Instituts für Sozialforschung

Impressum

HERAUSGEBER

soziologiemagazin e.V.

Professur für Gesellschaftstheorie & Sozialforschung
Goethe-Universität Frankfurt am Main
Theodor-W.-Adorno-Platz 6
60323 Frankfurt am Main

RECHTSSITZ: Halle (Saale)

VEREINSVORSTAND (VISDPR)

Michelle Giez (Vorsitz)
Annabell Lamberth (stellv. Vorsitz)
Lucas Steger (Finanzen)
vorstand@soziologiemagazin.de

REDAKTION

Aljosha Kannewurf, Andreas Schulz-Tomančok, Annabell Lamberth, Cathrin Mund, Charlotte Huch, Daniel Bräunling, Dominik Dauner, Emma Schaber, Felix Werner, Gülden Gizem Fesli, Hannah Lindner, Helen Greiner, Hendrik Erz, Jan Schuhr, Konstantin Schiewer, Leon Wörmann, Lucas Steger, Marc Blüml, Markus Kohlmeier, Michelle Giez, Nils Haacke, Tobias Bauer, Veronika Riedl

FRAGEN BITTE AN

redaktion@soziologiemagazin.de

LAYOUT UND SATZ: Michelle Giez

TITELBILD: Foto von Pawel Czerwinski, unsplash

ANZEIGEN

Ansprechpartner: Lucas Steger

anzeigen@soziologiemagazin.de

Es gilt die Anzeigenpreisliste vom April 2021

WISSENSCHAFTLICHER BEIRAT

Prof. Dr. Clemens Albrecht, Prof. Dr. Brigitte Aulenbacher, Prof. Dr. Birgit Blättel-Mink, Prof. Dr. Ulrich Bröckling, Prof. Dr. Aldo Haesler, Prof. Dr. Ernst von Kardorff, Prof. Dr. Hubert Knoblauch, Prof. Dr. em. Reinhard Kreckel, Prof. Dr. Thomas Kron, Dr. Diana Lindner, Prof. Dr. Kurt Mühler, Dr. Yvonne Niekrenz, Dipl. Sozialwirt Harald Ritzau, Dr. Cornelia Schädler, Dr. Imke Schmincke, Dr. Jasmin Siri, Dr. Irene Somm, Prof. Dr. Manfred Stock, Dr. Sylvia Terpe, apl. Prof. Dr. Udo Thiedeke, Prof. Dr. Georg Vobruba, Dr. Greta Wagner, Priv.-Doz. Ass.-Prof. Mag. Dr. Bernhard Weicht

ERSCHEINEN UND BEZUGSBEDINGUNGEN

Jährlich zwei Hefte. Open Access
PREIS: Einzelheft Print EUR 13,00;
Abonnement Print: EUR 22,00/ Jahr,
Abonnement Print ermäßigt EUR 18,00/ Jahr
(inkl. MwSt., zzgl. Versandkosten);
E-JOURNAL: kostenlos

Das digitale Angebot finden Sie auf:
sozmag.budrich-journals.de und auf
www.soziologiemagazin.de

BESTELLUNGEN PRINT

bitte an den Buchhandel oder den
Verlag Barbara Budrich
Stauffenbergstr. 7
D-51379 Leverkusen-Opladen
Tel.: +49 (0)2171.79491.50
info@budrich.de
www.budrich.de
www.budrich-journals.de
www.shop.budrich.de

Heft 29, Jg. 17, 2024

© 2024 Verlag Barbara Budrich GmbH
Opladen | Berlin | Toronto
ISSN 2198-980X

© 2024 Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0): <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>. Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und Bearbeitung bei Verwendung der gleichen CC-BY-4.0-Lizenz und unter Angabe der Urheber*innen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz.

Dieses Heft steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit (<https://doi.org/10.3224/soz.v17i11>).

Eine kostenpflichtige Druckversion (Print on Demand) kann über den Verlag bezogen werden.



Eigentum und Macht

Konflikte und Verschiebungen

Coming soon!

Jede*r kennt den Begriff des Eigentums. Doch was ist es eigentlich genau? Eine machtgeladene Beziehung zwischen Personen, eine Ökonomie und Gesellschaft ordnende Institution oder ein Rechtsverhältnis – Eigentum kann soziologisch aus diversen Perspektiven betrachtet werden. Dabei gehen die Anfänge der Soziologie als wissenschaftliche Disziplin selbst nicht zuletzt auf die Auseinandersetzung mit bestehenden Eigentumsverhältnissen zurück, die bekanntermaßen den Ausgangspunkt der marxischen Kapitalismusanalyse bildeten. Zentral für Marx und auch für neuere Analysen – prominent diskutiert etwa in Thomas Pikettys *Das Kapital im 21. Jahrhundert* oder Katharina Pistors Werk *Der Code des Kapitals* – ist dabei gerade die Formung zwischenmenschlicher Beziehungen und Machtverhältnisse durch Eigentumsverhältnisse. Stärker aus einer Perspektive der Kommodifizierung beschrieben vor diesem Hintergrund auch Karl Polanyi Mitte des 20. Jahrhunderts den historischen Wandel der Eigentumsverhältnisse in *The Great Transformation*, welcher in der entbetteten Marktwirtschaft des Kapitalismus kulminiert.

Wie der Kapitalismus über die letzten Jahrhunderte seine Form veränderte, so transformierten sich die Eigentumsverhältnisse. Dabei entzündeten sich früher wie heute politische Debatten an Fragen des Eigentums: Sei es etwa an den Schnittstellen Wohnen und Stadt (z.B. *Deutsche Wohnen & Co enteignen!*, *Recht auf Stadt*, *Urban Commons*), geistigem Eigentum (z.B. *Chat GPT*, *Open Access*, *Open Source*), Landnutzungskonflikten (z.B. *Hambacher*

Forst) oder der Externalisierung der Folgen der Klimakrise (z.B. *CO₂-Bepreisung* als ‚Ablasshandel‘). In der Diskussion um eigenständige Rechte von Natur und Tieren werden darüber hinaus Fragen nach der Definition des Dinglichen und der Relation zum Eigentum neu aufgeworfen.

Soziologische Fragestellungen zur gesellschaftlichen Rolle des Eigentums sind entsprechend vielfältig: Wie wird Herrschaft durch Eigentumsverhältnisse ausgeübt? Welche Bedeutung besitzt Eigentum heute für die Zugehörigkeit zu einer sozialen Klasse? Wie diskutieren politische Bewegungen über Eigentumsverhältnisse? Wie verändert sich das Verständnis von Eigentum durch den Finanzmarktkapitalismus und eine digitalisierte Wissensökonomie (mit abstrakten Anspruchsrechten und geistigem Eigentum)? Inwieweit stellen gesellschaftliche Krisen und Transformationen bestehende Eigentumsstrukturen in Frage?

Das Soziologiemagazin legt Wert auf Chancengleichheit und Diversität. Wir ermutigen daher insbesondere Frauen* und Personen, die einer in der Nachwuchswissenschaft unterrepräsentierten Gruppe zugehörig sind, zu einer Einsendung. Für Fragen zum Thema Gleichstellung und zu unserer Position stehen Euch unsere Ansprechpartner*innen unter [gleichstellung\[at\]soziologiemagazin.de](mailto:gleichstellung[at]soziologiemagazin.de) gerne zur Verfügung.